

sozial kompetent



Sprechstunde beim Sozialarbeiter

Ist es sinnvoll, dass Hausarztpraxen mit Sozialarbeitenden zusammenarbeiten? Ja, meint das BFH-Team, das eine Praxis mit Pioniercharakter untersucht hat. ► 24



Blick zurück nach vorn

Departementsleiter Johannes Schleicher geht Ende März in den Ruhestand: Ein Rückblick auf seine bewegte Zeit an der BFH und über seine Erwartungen an den neuen Lebensabschnitt. ► 4

Departement

- 4 Abschied und Neubeginn: Johannes Schleicher geht in Pension
- 8 Soziale Arbeit in Armenien
- 10 Erfahrungen mit Virtual Reality in der Ausbildung von Sozialarbeitenden
- 13 Auf Spurensuche im Quartier
- 15 Markenzeichen Kooperation
- 17 Soziale Arbeit ist... von Gustav

Soziale Intervention

- 18 Schützen, klären, kooperieren
- 20 Erfahrungen mit dem Familienrat – Ergebnisse einer Vorstudie
- 22 Weiterbildung

Soziale Organisation

- 24 Neue Wege der Praxis: Soziale Arbeit in der Hausarztmedizin
- 28 In der Mitte der Gesellschaft: Inklusionsprojekte schaffen Perspektiven
- 32 Aktuelles und Weiterbildung

Soziale Sicherheit

- 34 Unterstützt in die Selbstständigkeit: Jugendliche und junge Erwachsene in der Sozialhilfe
- 38 Aktuelles und Weiterbildung

Institut Alter

- 40 Weniger Babys, mehr Omas: Wie berichten Zeitungen über die alternde Gesellschaft?
- 42 Weiterbildung

8



20



28



40





Prof. Dr. Martin Wild
Leiter Abteilung Weiterbildung,
Dienstleistung, Forschung
martin.wild@bfh.ch

Liebe Leserin, lieber Leser

Aus Anlass seiner Pensionierung Ende März dieses Jahres finden Sie in diesem Heft ein ausführliches Interview mit Johannes Schleicher. Er ist langjähriger Leiter des ehemaligen Fachbereichs und heutigen Departements Soziale Arbeit und hat die Entwicklung der Ausbildungen in Sozialer Arbeit miterlebt und mitgeprägt wie nur wenige. Die Vorgängerinstitution unserer Hochschule hatte Johannes Schleicher in den 1970er Jahren zum Sozialarbeiter ausgebildet. Es heisst, er sei eher kritisch gewesen und man habe mit ihm als Student manche Dispute austragen müssen. Er selber pflegt zu sagen, dass diese Haltung auch die heutigen Studierenden der Sozialen Arbeit auszeichne.

Nach seinem Abschluss 1979 arbeitete Johannes Schleicher rund zwanzig Jahre als Sozialarbeiter im Sozialdienst Bern. Berufsbegleitend absolvierte er ein Rechtsstudium und war ab 1998 als Dozent für Soziale Arbeit und Recht zuerst in Solothurn und dann in Bern tätig. An der Hochschule für Soziale Arbeit Bern übernahm er zuerst die Leitung des Bachelor-Studiengangs und ab 2005 die Fachbereichsleitung. Damit gehört Johannes Schleicher zu der Generation, die den Übergang von der damaligen Höheren Fachschule zur heutigen Hochschule mitgestaltete. Er engagierte sich für einen Bachelor of Science in Sozialer Arbeit, welcher die Ansprüche der beruflichen Praxis, der Wissenschaft und des Hochschulstudiums in sich vereinigt.

Visionär war das Engagement von Johannes Schleicher für den konsekutiven Master in Sozialer Arbeit. Mit diesem Studiengang können ausgebildete Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter heute ihr Studium in der eigenen Profession Sozialarbeit weiterführen. Dies schuf die Voraussetzungen, dass die Soziale Arbeit ihren eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs für die Praxis und Hochschule hervorbringen kann.

Ab 1. April übernimmt Dr. Anna Maria Riedi die Departementsleitung. Sie war Dozentin und Projektleiterin Forschung und Entwicklung am Institut Kindheit, Jugend und Familie des Departements Soziale Arbeit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW. Seit Februar 2018 leitet sie die Kooperation des Masters in Sozialer Arbeit.

Mit dieser Ausgabe wünschen wir Johannes Schleicher alles Gute für den neuen Lebensabschnitt. Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, wünschen wir viel Vergnügen bei der Lektüre des eigenen, ganz besonderen Rückblicks unseres langjährigen Leiters ab Seite 4.

Impressum impuls 1/2019

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Departement Soziale Arbeit

Erscheinungsweise: 3× jährlich

Auflage: 9'500 Exemplare

Redaktion: Beatrice Schild, Denise Sidler,
Katalin Szabó, Oliver Slappnig

Fotos: iStock (Titelseite, 18, 25, 37); Christian
Rüfenacht (9); Tibor Nad (17); Oliver Slappnig
(7, 13, 14, 21, 32, 40); GEWA (29); Weina Venetz
Zhang (30); Mélanie Baierlé (31); restliche: zVg

Layout: Oliver Slappnig

Druckvorstufe: Lithwork, Niederwangen

Druck: Stämpfli AG, Bern

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement: soziale-arbeit.bfh.ch/impuls

ISSN 1661-9412 (print), ISSN 2624-666X (online)

INSTITUTIONELL AKKREDITIERT NACH
HFKG 2017–2024

swissuniversities

EFQM Member
Shares what works.

Abschied und Neubeginn:

Johannes Schleicher geht in Pension



Departementsleiter **Johannes Schleicher**

Interview:

Nina Jacobshagen
Kommunikation
nina.jacobshagen@bfh.ch

Text:

Denise Sidler Kopp
Leiterin Kommunikation
denise.sidler@bfh.ch

Seit 1976 ist er mit der «Soz» verbunden, nun naht der Abschied: Departementsleiter Johannes Schleicher geht Ende März in den Ruhestand. Wir blicken mit ihm zurück auf diese bewegte Zeit an der BFH und fragen nach, mit welchen Gefühlen er dem neuen Lebensabschnitt entgegenblickt.

Johannes Schleicher, Sie können zurückblicken auf rund zwanzig Jahre Tätigkeit im Hochschulbereich: Wo orten Sie die grössten Veränderungen in der Aus- und Weiterbildung in der Sozialen Arbeit während dieser Zeit?

Die Ausbildung hat sich mit den Anforderungen des Berufs verändert, aber nicht nur. Wir haben auch viel an der Ausbildung verändert, weil wir damit den Beruf entwickeln wollen. Dabei sind Wellen erkennbar, Vieles kommt in veränderter Form wieder. In den 70er-Jahren haben wir uns gewehrt gegen das Individualisierende, das Therapieisierende. Später wurde das Wissen mehr betont, das Wissenschaftliche, das Analytische. Jetzt merken wir, dass wir die personalen Kompetenzen wieder stärker in den Fokus rücken müssen. Insgesamt geht es heutzutage aber mehr um Wissen als noch vor 15 Jahren.

Welche Art von Wissen?

Wir haben höhere Ansprüche an die Theorien, die dem zugrunde liegen, was wir tun. Wir versuchen, die Probleme theoretisch zu durchdringen und sie dadurch zu verstehen.

Wie schlägt sich dies im Studienplan nieder?

Wir haben die Kompetenzorientierung ernst genommen, das Studium strukturiert und reguliert. Man hat ein Abschlussprofil und prüft, dass alle diese Kompetenzen in den Modulen bedient werden. Das hat etwas Mechanistisches, gewisse Stimmen kritisieren das. Aber schon lange.

Welche Kompetenzen sind heute in der Praxis deutlich stärker gefragt als noch vor zwanzig Jahren?

Wir nehmen die analytischen und kognitiven Kompetenzen sehr ernst, zunehmend auch die personalen Kompetenzen, wie Durchsetzungsvermögen, Belastbarkeit, Rollenflexibilität, Empathie, Distanz schaffen und Nähe eingehen können. Von der Berufspraxis höre ich

aber mehr das Bedürfnis nach handlungsbezogenen Kompetenzen: gut begründen, klar denken und strukturieren können.

War die Entwicklung des Masters in Sozialer Arbeit, den es seit 2008 gibt, eine Reaktion darauf?

Den Master haben wir entwickelt in der Überzeugung, dass es ihn braucht – nicht auf Nachfrage hin. Es fliesst so viel Geld in den Sozialbereich, damit muss man verantwortungsvoll umgehen. Dafür braucht es Leute, die aus der sozialarbeiterischen Praxis kommen und an der Weiterentwicklung mitwirken – und zwar mit Augennäse. Leute, die noch weniger emotional und dafür analytischer sind, eine bessere Auftrittskompetenz haben und besonnener Güterabwägungen treffen. Besonnenheit, Vernunft, Abwägen, keine schnelle Parteinahme: Ich selbst habe das systematisch erst in meinem Jus-Studium gelernt.

Werfen wir einen Blick auf die Forschung: Welchen Beitrag leistet sie für die Praxis?

Punktuell leistet sie einen Beitrag zur Entwicklung im Feld, durch erhärtete Ergebnisse, die wir zurück in die Praxis spielen konnten. Das würde man in der Technik wohl Entwicklung nennen.

Die Forschung hat aber auch zur Profilierung der Profession beigetragen. Leider bleibt es herausfordernd, Forschung in der Lehre unmittelbar nutzbar zu machen. Doch es geht ja nicht nur darum, direkt wirken oder die Welt verändern zu können. Es hat auch einen Wert an sich, etwas zu verstehen. Ein Problem zu durchdringen und zu überlegen, was die nachhaltigste Art des Umgangs damit ist.

Wo sehen Sie in den nächsten Jahren die grössten Herausforderungen?

Seit jeher reden wir von Sozialabbau: Nun droht er einzutreten. Ich glaube aber, dass das konjunkturelle, zyklische Entwicklungen sind. Nach einer Phase des Ausbaus kommt jetzt wieder eine Zeit des Infragestellens. Gleichzeitig kommt mit der Digitalisierung eine gesellschaftliche Transformation auf uns zu. Mit etwas Verzö-



«Ich möchte mich lösen von Strukturen, Rollen, Zuschreibungen und Funktionen. Mich wiederentdecken und neu erfinden.»

gerung wird man wohl realisieren, dass man die Soziale Sicherheit nicht abbauen, sondern umbauen muss. Die Probleme werden sich verändern und unbestritten braucht man in der Gesellschaft etwas, das für die Statik und Kohäsion sorgt. Die Frage, wo Soziale Sicherheit übers Ziel hinausschiesst, dysfunktional ist, muss dabei erlaubt sein. Als Hochschule müssen wir eine Stimme der Vernunft sein, die gut argumentieren kann, darauf hinweist, worauf man verzichten kann und welcher Neuerungen es bedarf.

Was bedeutet dies für das Departement Soziale Arbeit?

Wir bilden für eine Welt aus, die wir noch nicht kennen. Unsere Studierenden werden in einer Zeit berufstätig sein, die wir uns nicht vorstellen können. Es geht daher

weniger um das Verstehen aktueller Probleme, sondern um das Verstehen als Methode. Wir müssen Leute ausbilden, die konstruktiv im Sozialwesen wirken und an seiner Entwicklung mitarbeiten, auch wenn es sich laufend verändert – und die dabei unvoreingenommen, fantasievoll und initiativ sind.

Was war Ihr persönliches Highlight der letzten Jahre?

Das lange Funktionieren unserer Masterkooperation und dass wir ein Departement geworden sind. Das verbuche ich als Erfolg, aber nicht einfach als meinen. Unterstützung erhielt ich von den Mitarbeitenden. Mir war immer wichtig, dass sie sich trauen, Kritik zu üben, nicht heucheln, nicht hörig und folgsam sind. Dass sie sagen, was sie denken. Selbständig im Denken und im Handeln, belastbar, stressresistent, intelligent, analytisch, furchtlos, sprachlich kompetent – das zeichnet gute Mitarbeitende an einer Hochschule aus.

Mit welchen Gefühlen gehen Sie in Pension?

Ich sehe es als eine Art Experiment mit mir selbst. Ich möchte mich lösen von Strukturen, Rollen, Zuschreibungen und Funktionen. Mich wiederentdecken und neu erfinden. Bisweilen kommt eine heftige Vorfreude in mir auf, aber auch Respekt, weil ich nicht weiss, was das mit mir macht. Weil ich mir bewusst bin, dass es Krisen geben kann, wenn man plötzlich keine Struktur mehr hat. Aufbruch in ein sinn gesteuertes Leben. Ich bin gesund und munter, so dass die Phase des Abbaus – so hoffe ich – noch nicht ansteht.

Anna Maria Riedi wird Ihre Nachfolge antreten. Welchen Rat möchten Sie ihr mit auf den Weg geben?

Wenn man wie ich in der Beratung tätig gewesen ist, hat man kein gutes Verhältnis zu Ratschlägen. Es ist wichtig zu realisieren, dass dieser Wechsel eine Chance für das Departement ist. Er gibt Raum für neue Ideen, einen neuen Stil.

Ich habe den Job sehr gern gemacht, er war fast ein Traumjob. Weil wir hier ein Milieu haben, in dem wir gedanklich frei sind. Es gibt wenig, das man nicht sagen darf. ■

Anna Maria Riedi wird Departementsleiterin

Ab 1. April 2019 übernimmt Dr. Anna Maria Riedi die Aufgaben von Johannes Schleicher. Von 2001 bis 2018 arbeitete sie als Dozentin und Projektleiterin Forschung und Entwicklung am Institut Kindheit, Jugend und Familie des Departements Soziale Arbeit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW. Sie leitete Forschungs- und Entwicklungsprojekte in den Bereichen Mütter- und Väterberatung, kommunale Jugendarbeit, öffentliche Kinder- und Jugendhilfe, Opferhilfe und Menschen mit Behinderung. Seit Februar 2018 leitet Anna Maria Riedi die Kooperation, den Studiengang und die Studienadministration des Masters in Sozialer Arbeit. Riedi ist im Hochschulumfeld, in der Verwaltung und in der Politik sehr gut vernetzt. Von 1995 bis 2007 war sie Kantonsrätin in Zürich. Sie gehört zu den Gründungsmitgliedern der Schweizerischen Gesellschaft Soziale Arbeit und des European Women's College. Ehrenamtlich engagiert sie sich im sozialpädagogischen und soziokulturellen Bereich der Sozialen Arbeit. Anna Maria Riedi wird in der nächsten impuls-Ausgabe vorgestellt.

Über die Neugier

Worte zum Übergang in eine neue Lebensphase

Anlässlich der Diplomfeier vom 21. September 2018 hat Johannes Schleicher eine Rede gehalten, die auf grosses Echo gestossen ist. Sie gibt wertvolle Impulse – nicht nur für Absolventinnen und Absolventen. Wir möchten Ihnen diese nicht vorenthalten und drucken sie hier im Wortlaut ab.

Geschätzte Diplomandinnen und Diplomanden,

Wir stehen, Sie und ich, am Beginn einer neuen Lebensphase. Für Sie ist es womöglich die erste Diplomfeier – und für mich die letzte. Ich trete bald aus dem Berufsleben aus – Sie treten ein. Ich gratuliere Ihnen zu diesem Schritt, nicht zuletzt, weil ich diesen Beruf geliebt habe. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Abschluss des Studiums der Sozialen Arbeit. Ich hoffe, Sie wurden hinreichend gefordert von uns, um heute stolz zu sein. Wir versuchen mit dieser kleinen Feier, Ihrem Stolz einen würdigen Rahmen zu geben. Damit dieser Tag für Sie unvergesslich bleibt.

Von nun an wird zu dem, was Sie sich in den letzten Jahren im Studium angeeignet haben, eine Fülle an Erfahrungen hinzutreten. Ihr Hochschulwissen dürfte heute seinen Höhepunkt erreicht haben – bis auf Weiteres.

Wir entlassen Sie in eine Berufspraxis, die Sie herausfordern wird. Sie kennen die politischen Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit und die Präpotenz, mit der Politik sich zu Fachfragen äussert. Sie kennen den grassierenden Populismus verschiedener Couleur und die Unverfrorenheit, mit der er irrationale Ängste von Menschen bewirtschaftet. Sie kennen auch diese Ängste selbst. Sie sind sich des Drucks bewusst, der auf dem täglichen Beweis Ihrer Professionalität lasten wird. Zugleich werden Sie Menschen kennenlernen, deren Lebenswelten Ihnen fremd waren und fremd bleiben, die Sie faszinieren, manchmal auch abstossen oder bedrohen – und manchmal alles zugleich. Sie werden mehrheitlich respektiert, aber auch gefordert, bedrängt, geliebt, gefürchtet, verfolgt oder gehasst werden. Aber Sie haben sich mit unserer Unterstützung gut vorbereitet, mit all dem zurechtzukommen und sind hoffentlich von gesunder Neugier auf das Panoptikum, das sich nun vor Ihnen auftut.

Einigen wird es gelingen, das Erlernte mit dem Erlebten zu verbinden und so zu verknüpfen, dass sie an allem, was sie fordert, erstarken. Vielleicht wird die Eine oder

der Andere wieder zu uns an die Hochschule zurückkehren und mit der Zeit dazu beitragen, dass nicht nur Praxis an Theorie, sondern auch Theorie an Praxis wächst.

Andere werden Theorie und Praxis als Konkurrenz erleben und dann wird das Erlebte das Gelernte verdrängen. Sie werden sich an den Routinen der real existierenden Praxis bedienen und davon gesättigt sein.

Andere schliesslich werden genug bekommen, aussteigen oder schnell repressiv werden. Auch das habe ich mit Kollegen und Kolleginnen erlebt.

Selbstverständlich gibt es Zwischenformen, Übergänge und auch das späte Erwachen.

Eines ist dabei sicher: Die kommenden Jahre werden Sie verändern. (Mich auch). Und wie Sie mit dieser Veränderung Ihrer selbst umgehen, das wird den Ausschlag geben über die Dauerhaftigkeit und Belastbarkeit Ihrer Berufszufriedenheit.

Ich wollte mit Ihnen über die **Neugier** sprechen. Die Neugier, die ich hier meine, ist nicht die kontrollierende Neugier des Chefs, nicht die voyeuristische Neugier der bösen Nachbarin und auch nicht die gierige Neugier von Google, Facebook & Co. Die interessieren mich kaum. Ich meine die kindlich-zugewandte Neugier auf das Neue, auf das Leben, die Neugier auf Entwicklung. Auch die gepflegte, methodisch moderierte Neugier einer Wissenschaftlerin. Neugier ist eine Kraft bei der Bewältigung von Zukunft. Vielleicht sogar ihre Voraussetzung.

Bei mir war es so mit Veränderung und Neugier: Ich lebte Neugier auf vielen Bühnen aus, aber im Beruf versuchte ich stets, das Erlebte umgehend einzuordnen in ein stabiles Gehäuse aus Wissen und Werten, das mir Sicherheit verlieh in den Jahren des Einstiegs. Unter dem Druck des Erlebten wurden mir meine Konstruktionen aus Überzeugungen und Glaubenssätzen so wichtig, dass aus vermeintlichem Wissen unerschütterliche Gewissheiten und aus Werten Dogmen wurden. Das Gerüst wurde mir zum Korsett. Nicht, dass ich in einer Sekte gewesen wäre, Stalinist oder Terrorist, aber ich verfügte über schnelle und scharfe Antworten auf fast alle Fragen, die das Leben uns stellt. Meine Ideologiegebäude begannen, meine Wahrnehmung zu prägen, das Erlebte zu filtern. Wer in der Blase sitzt, dem ist jede Ahnung fremd, dass alles auch anders sein könnte. Er freut sich an seinen eigenen Spiegelbildern, zurückgeworfen von den konkaven Innenwänden.

Ich **brauchte** Ideologien, und darunter litt meine Neugier. Ich glaubte etwa eine Weile lang, dass die Unterprivilegierten sich irgendwann mit einem Aufstand von diesem System befreien würden und dass alles andere nur Flickwerk sei, Pflasterli. Oder ich glaubte, dass Ökonomen latent gierig seien und Juristinnen stur. Ich überforderte meine Klientel. Ich legte Hoffnungen in sie, die sie enttäuschen mussten. Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Mal von einem Klienten nach Strich und Faden übers Ohr gehauen wurde. Ich war darauf schlecht vorbereitet; wir hatten in der Ausbildung vor allem von Eman-



zipation geredet. Da wollte ich seinen Betrug als Befreiungsakt verstehen und geriet darüber in Gewissensnöte...

Und immer wieder wurden mir meine Gebäude aus Glaubenssätzen und Bekenntnissen zu eng, bröckelten und fielen von mir ab. Im Nachhinein kommt mir folgendes Bild: Ich war wie eine Zwiebel. Die äussere Haut ist vertrocknet und blutleer und damit schützt sie das innenliegende saftige Fleisch. Irgendwann wird die Haut aber zu eng und zu spröde und fällt ab. Da hat aber die nächste Schicht auch schon zu verdorren begonnen, übernimmt ihrerseits die Schutzfunktion, bis auch sie abfällt.

(Wenigstens hat die Zwiebel so Zeit zu keimen – und so war es auch bei mir).

Was sind das für Momente, die unsere Neugier wiedererwecken? Es sind nicht nur die grossen Lebensereignisse, Trennungen, Todesfälle und Elternschaft, eine grosse Liebe, ein zweites Studium. Auch scheinbar kleine Erlebnisse können Auslöser sein für Zweifel, denen wir nachgehen und die uns neue Welten und Werte erschliessen: ein Gespräch mit einem Freund, eine Enttäuschung oder ein Erfolg, eine Krankheit, eine gute Supervision, ein intensives Musikerlebnis oder die überraschende Begegnung mit einer bislang fremden Kultur.

Sich Veränderungen seiner selbst auszusetzen ist eine Herausforderung. Unsere Vorstellung von Selbstbestimmung geht dummerweise eher dahin, dass wir alles im Griff haben sollten. Das dürfte eine Täuschung sein. Wir könnten Selbstbestimmung auch so verstehen, dass wir versuchen, die Impulse, die uns zu bedrängen scheinen, aufzunehmen. Wir vergleichen sie mit unseren bisherigen Selbstbildern und Konstruktionen so lange und immer wieder, bis wir das Gefühl haben, dass wir

wieder in einer Balance und handlungsfähig sind. Der Kompass zeigt dann vielleicht nicht mehr ganz in dieselbe Richtung, aber vielleicht finden wir nur so zu uns selbst, zu unserem neuen Selbst. Die Kraft, die das immer wieder braucht, nährt sich an der Neugier.

Erfasst uns der Wandel zwangsläufig schubweise? Ich vermute, dass er uns umso mehr in Schüben erfasst, als wir Angst vor ihm haben. Ich kann mir aber vorstellen, dass wir die Neugier, die wir meistens aus unserer Kindheit mitgebracht haben, achten, pflegen und stärken könnten. Neugier ist ein Verlangen. Es drängt uns, die Angst zu überwinden, dass wir uns verlieren könnten in einer Welt voller Ungewissheit und Wandel.

Neugier ist das Mittel gegen die Angst, verändert zu werden. Sie schützt uns vor Voreingenommenheit, Ich-Bezogenheit und Selbstgerechtigkeit. Sie macht uns zuweilen demütig und lässt den Habitus des Empörten nicht einrasten und verhärten.

Sie bewahrt uns vor dem Verharren in der Pose des Opfers.

Sie treten zu einer herausfordernden Zeit ins Berufsleben ein. Meine Jahre dürften einfacher gewesen sein. Die alten und die neuen Risiken kennen wir, die Zeitungen sind voll davon. Vergessen wir bloss die Chancen nicht.

Ich habe Ihnen gratuliert und nun wünsche ich Ihnen:

- Spezialisieren Sie sich nicht auf alles Schlimme,
- werden Sie nicht zu Sorgensuchern und Bedenkenträgerinnen.
- Pflegen Sie Ihre Neugier, lassen Sie sie zu, folgen Sie ihr und
- lassen Sie sich eins nicht nehmen: Die Lust auf Zukunft.

Soziale Arbeit in Armenien



Christian Rüfenacht
Austauschstudent in Jerewan
christian.ruefenacht@students.bfh.ch

Aufbrechen, um Neues zu sehen: BFH-Austauschstudent Christian Rüfenacht war sechs Monate in Jerewan und arbeitete als Praktikant für eine Organisation im Kinderschutzbereich. Er erlebte ein Land im Aufbruch. Im April 2018 war er dabei, als Tausende mit friedlichen Protesten die Wiederwahl des langjährigen Präsidenten verhinderten.

«Dinge zerbrechen ist einfach, stattdessen schütze was du hast.»

Lilit, 13 Jahre alt, in einem Workshop von CSCF

Im Februar 2018 bin ich aufgebrochen, um ein Ausbildungspraktikum in Armenien zu absolvieren. Das Binnenland liegt östlich der Türkei und grenzt an Georgien, Aserbaidschan sowie Iran. Folgen des Zerbrechens sind in Armenien schnell sichtbar: Verlotterte Kolchose und leerstehende Fabrikanlagen sind Zeugen des Zusammenbruchs der Sowjetunion. Dem gegenüber steht der Schutz alter Kultur in Sprache, Schrift, Kunst und Christentum, die in Armenien diverse Herrschaften überlebt hat. Das Land ist geprägt von einem Genozid während des Ersten Weltkriegs, einer grossen Diaspora, einem starken Erdbeben Ende der 1980er-Jahre und diversen Territorialkonflikten. Es besticht durch eine atemberaubende Landschaft, warme Gastfreundschaft und eine vorsichtige Aufbruch- und Umbruchstimmung. Die Notwendigkeit zu Umbrüchen zeigt sich auch in der Sozialen Arbeit Armeniens.

Die FAR Children's Support Center Foundation

Die FAR Children's Support Center Foundation (CSCF), mein Ausbildungsplatz, ist ein Ableger der NGO Fund for Armenian Relief (FAR), gegründet zur Unterstützung Armeniens nach dem schweren Erdbeben 1988. Sie finanziert sich grösstenteils aus der armenischen Diaspora. CSCF hat sich dem Kinderschutz verschrieben. Ein interdisziplinäres Team aus Sozialarbeitenden, Psychologinnen, Pädagoginnen und weiteren Mitarbeitenden bietet stationäre Kurzzeit-Krisenintervention für Kinder an. Die Organisation übernimmt zudem Aufgaben im Bereich Kinderschutz für Kinder in Asyl- und Integrationsprozessen, baut ein Pflegefamiliensystem auf und betreibt eine Hotline für Kinderschutzfragen. Dazu kommt sogenanntes Capacity Building, also Weiterbildung, Personal- und Organisationsentwicklung für staatliche und nicht-staatliche Akteure im Bereich Kinderschutz.

Krisenintervention auf wackliger Grundlage

Im Arbeitsalltag von CSCF zeigt sich, wo Neues entstehen müsste. Etwa anhand des Schicksals der 13-jährigen Mirjam (Name geändert), die bei meiner Ankunft schon vier Monate im Kriseninterventionszentrum lebt. Davor hatte sie, bedingt durch tragische Vorgeschichte, isoliert bei ihrer Mutter gewohnt, die in einem Nachtclub arbeitete, was keine angemessene Betreuung zulies. Der Teenager erschien vermehrt übernächtigt und mit Blessuren in der Schule. Deshalb schaltete die Schulleitung die Polizei ein. Diese überwies Mirjam an CSCF.

Wie Mirjam werden Kinder in der Regel durch Angehörige, Schulbehörden oder die Polizei zugewiesen. Sie können aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr zuhause leben und bringen meist mehrdimensionale Schwierigkeiten mit. Fast alle kommen aus armen Verhältnissen, vielen sind Formen von Missbrauch oder Verwahrlosung widerfahren. Traumata, Verhaltensauffälligkeiten und Ausschluss aus dem Schulsystem kommen dazu.

Mirjams Mutter war zu Beginn nicht mit der Krisenintervention einverstanden. Eigentlich gibt es in Armenien keine gesetzliche Grundlage, ein Kind von den Eltern zu trennen, solange diese die Erziehungsberechtigung haben. Dennoch gehen die wenigsten gegen eine Krisenintervention vor, mangels Gesetzeskenntnis oder weil sie die Polizei fürchten. Dass die Sozialarbeitenden in solchen Fällen ohne rechtliche Grundlage handeln, schwächt aber ihre Position nicht zuletzt gegenüber den Kinderschutzbehörden. CSCF hat keinerlei Entscheidungskompetenz. Sie setzt sich advokatisch für das Kind ein, macht Empfehlungen zuhanden der Behörden und hofft diese für die sozialarbeiterische Sicht zu gewinnen. Die Sozialarbeitenden vermissen angemessene rechtliche Grundlagen, sozialarbeiterisch ausgebildetes Personal in den Behörden und klare Zuständigkeiten.

Das Hauptziel der Kurzzeitinterventionen ist es, die Rückkehr in die Herkunftsfamilie zu ermöglichen. Dies geschieht, wenn die Verfassung der Kinder eine Rückkehr zulässt und auch deren Umfeld dank Beratung oder Erschliessung von materieller Hilfe bereit dazu ist. So kehrte auch Mirjam, nach drei weiteren Monaten im



Protestkundgebung in Jerewan im April 2018

Zentrum, zu ihrer Mutter zurück. Zuvor hatte sich die Mutter von ihrem vermutlich gewalttätigen Partner getrennt und sich mit CSCF und Mirjam auf eine angemessene Betreuung geeinigt. Ist eine Rückkehr zur Herkunftsfamilie nicht möglich, wird nach anderen familiären oder einer institutionellen Lösung gesucht.

Die internationale Hilfe

Bestehendes aufzubrechen, ohne zu zerstören, braucht Geschick und Geduld, das lerne ich bei anderer Gelegenheit. Als neues Mitglied der UNHCR-Partner-Organisationen in Armenien plant CSCF Austauschsitungen mit allen Stakeholdern des Asyl- und Flüchtlingswesens im Bereich Kinderschutz. Mit der Absicht das bestehende System aufzuschlüsseln und Überschneidungen, Lücken oder festgefahrene Prozesse aufzudecken, werden Analysen erstellt. Nach den Austauschsitungen zeigt sich deren Relevanz. Niemand weiss, wer was macht. Obwohl UNHCR und ihre Partner zum Teil über zehn Jahre in Armenien aktiv sind, treffen die Vertreterinnen und Vertreter das erste Mal mit den Verantwortlichen des staatlichen Kinderschutzes zusammen. Niemand hat sich bisher um Vernetzung, Vermeidung von Überschneidungen und administrativ schlanke Kooperationen gekümmert.

Das Team von CSCF verfolgt die Strategie, die bestehenden staatlichen Strukturen zu professionalisieren und die internationalen Hilffssysteme zu integrieren. Die erstellten Übersichtsdokumente sollen Verständnis für die Professionalisierung generieren und sind für die Anerkennung von CSCF und deren Strategie relevant. Jede Änderungsabsicht wird zum Balanceakt. Nutzlose Abläufe sollen aufgedeckt werden, ohne dabei Kooperationsbeziehungen aufs Spiel zu setzen. Gleichzeitig müssen die funktionierenden Abläufe geschützt werden.

Im Spannungsfeld verschiedener Interessen

Noch hat CSCF ihre Rolle als UNHCR-Partner nicht gefunden. Bei einer Sitzung mit der UNHCR-Koordination ist die Stimmung angespannt. Es gibt Unstimmigkeiten, was zu kritischen Fragen führt. Mit Redewandtheit und Eingeständnissen wird die Situation fürs

Erste entschärft. Nichts ist zerbrochen, die junge Kooperation geschützt.

Das UNHCR interessiert sich unter anderem für Berichte und Zahlen und vereinbart vertraglich Aufgaben, Projekte und Zielwerte, die der komplexen Situation in Armenien häufig nicht gerecht werden, was die Handlungsmöglichkeiten von CSCF einschränkt. Dies lässt die Sozialarbeitenden am Sinn der Kooperation zweifeln. Die finanziellen Möglichkeiten, die sich durch Zusammenarbeit mit internationalen Organisationen oder Entwicklungshilfen bieten, können allerdings neue Perspektiven eröffnen. In diesem Spannungsfeld ringen die Sozialarbeitenden um eine selbstbestimmte Professionalität.

Die Gunst der Stunde nutzen

Nach dem Zusammenbruch durch die sanfte Revolution vom April 2018 scheint plötzlich vieles möglich. Der Besuch der neuen Ministerin für Arbeit und Soziales steht an. Ihr Vorgänger sei nie zu Besuch gekommen, sagt man mir. Nun, zwei Monate nach der armenischen Revolution, dem Zerschlagen der vormaligen Regierungselite und dem Rücktritt aller amtierenden Ministerinnen und Minister, wird die Hoffnungsträgerin empfangen. Es gilt, der Ministerin das laufende Programm zum Ausbau des Pflegefamiliensystems vorzustellen, das die frühere Regierung finanziell ermöglichte.

Die Sozialarbeitenden setzen ihre Hoffnung in die neue Regierung. Viele Entscheide im Bereich Kinderschutz werden bis zur Ministerin getragen. Eine gute Beziehung ist daher wichtig. Doch ich frage mich, wie nachhaltig dieser Beziehungsaufbau ist. Die Regierung ist nur vorübergehend eingesetzt, bald wird es Neuwahlen geben...

Soziale Arbeit im armenischen Kinderschutz ist ein stetes Aufbauen, manchmal ein Schützen und manchmal ein Zerschlagen. Dabei müssen die Sozialarbeitenden mit unklaren Grundlagen, mangelhaften Strukturen, verschiedenen Akteuren und Finanzierungsmöglichkeiten sowie instabilen politischen Verhältnissen zurechtkommen. Zugleich kämpfen sie, wie an anderen Orten auch, um die Anerkennung ihrer Professionalität. ■

Erfahrungen mit Virtual Reality in der Ausbildung von Sozialarbeitenden

Bewirkt Virtual Reality mehr als oberflächliche Begeisterung? Die BFH hat für sich die Antwort gefunden. Nach einem Pilotversuch kommt Virtual Reality seit über einem Jahr in einem Pflichtmodul des Bachelor-Studiengangs in Sozialer Arbeit zum Einsatz. Die Erfahrungen mit der neuartigen didaktischen Methode sind positiv.



Dr. Manuel Bachmann
Dozent
manuel.bachmann@bfh.ch



Esther Abplanalp
Dozentin
esther.abplanalp@bfh.ch



Jonas Born
Wissenschaftlicher Assistent
jonas.born@bfh.ch

Wir Menschen werden durch unsere Umwelt und Mitmenschen beeinflusst. So verhalten wir uns beispielsweise in der Bibliothek nicht gleich wie auf einer Party. Der Besuch in der Zahnarztpraxis löst Emotionen aus, in der Bäckerei müssen spezifische Entscheidungen getroffen werden. Unbeobachtet verhalten wir uns anders als auf einer Bühne.

Unsere jeweiligen Gedanken, Emotionen und unser Verhalten hängen einerseits von der Situation und der Präsenz von Mitmenschen ab. Andererseits geschieht diese Beeinflussung durch unsere Vorstellungskraft. So gelingt es uns, beispielsweise emotional und gedanklich etwas vorwegzunehmen. Wir stellen uns vor, wie es sein wird. Wir haben Angst, Freude oder sind aufgeregt, obwohl die Prüfung, Operation oder Hochzeit erst in einer Woche stattfinden wird. Es sind die **tatsächliche** und die **vorgestellte Präsenz** von Mitmenschen oder Situationen, die uns beeinflussen.

Dazu kommt eine dritte Möglichkeit: Die **implizierte Präsenz** von Mitmenschen und Situationen (Allport, 1985). Wenn uns jemand eine Geschichte erzählt, wir einen Film schauen oder ein Buch lesen, dann tauchen wir emotional und gedanklich in eine andere Welt ein, in die uns beispielsweise eine Autorin mitnimmt. Wir denken und fühlen mit. Ob **tatsächlich**, **vorgestellt** oder **impliziert** – unsere Gedanken, Emotionen und unser Verhalten werden beeinflusst. Sie verändern sich, passen sich an.

Ein Weg, um Situationen und Präsenz von Mitmenschen zu implizieren, ist Immersive Virtual Reality (IVR) (Blascovich et al., 2002). Diese Technik erlaubt es uns, in virtuelle Welten einzutauchen. IVR ermöglicht uns quasi eine «Erfahrung auf Bestellung» (Bailenson, 2018).

Die technischen Voraussetzungen

Die IVR-Technik ist, wie der Name schon sagt, eine immersive Methode. Immersion bedeutet in diesem Zusammenhang, dass man komplett von der virtuellen Welt umgeben ist. Technisch funktioniert das so, dass die Anwenderin oder der Anwender eine Virtual-Reality-Brille und einen Kopfhörer trägt. Diese Brille besteht aus zwei kleinen Bildschirmen direkt vor den Augen. Auf diesen Bildschirmen wird die virtuelle Umgebung stereoskopisch präsentiert. So entsteht der Eindruck von Räumlichkeit. Um die Bilder auf diesen Bildschirmen den Bewegungen des Kopfes anzupassen, muss die Position der Anwenderin oder des Anwenders im Raum erfasst werden. Dies geschieht mit Hilfe eines Tracking-Systems, das zur Positionierung Daten an den Rechner schickt. Anhand dieser Informationen errechnet dieser die Bilder, die auf der VR-Brille dargestellt werden. So entsteht bei der Anwenderin oder dem Anwender der Eindruck, er oder sie bewege sich im virtuellen Raum.

IVR in der Ausbildung

Die BFH nutzt in der Ausbildung zum Bachelor in Sozialer Arbeit seit zwei Jahren IVR als Methode, um die Studierenden auf verschiedene Situationen im Berufsalltag vorzubereiten. Auch Mitarbeitende können die Methode nutzen. Das Virtual-Reality-Team hat beispielsweise IVR-Übungen zur Auftrittskompetenz kreiert. Man kann damit Vorträge und Präsentationen vor einem kleineren oder grösseren virtuellen Publikum trainieren.

Für das Training im Bachelor-Modul Interaktion und Kommunikation II hat das Virtual-Reality-Team zudem diverse Beratungssequenzen bereitgestellt. IVR ist als didaktisches Instrument und als Ergänzung zu den be-



Vorbereitung zum virtuellen Beratungsgespräch mit Avatar Salome

stehenden Formen, wie etwa dem Rollenspiel oder der Arbeit mit Schauspielerinnen und Schauspielern zu sehen. Diese bisher üblichen Formen werden natürlich weiterhin eingesetzt.

Wie sieht so ein Training im Modul Interaktion und Kommunikation konkret aus? Die Studierenden treffen in einer virtuellen Umgebung auf virtuelle Klientinnen oder Klienten. Diese virtuellen Personen nennt man Avatare. Ein solcher Avatar, den das Virtual-Reality-Team entworfen hat, ist zum Beispiel Salome. Sie wartet auf dem Sofa eines virtuellen Jugendhaus auf ihr Gespräch mit der Jugendarbeiterin oder dem Jugendarbeiter.

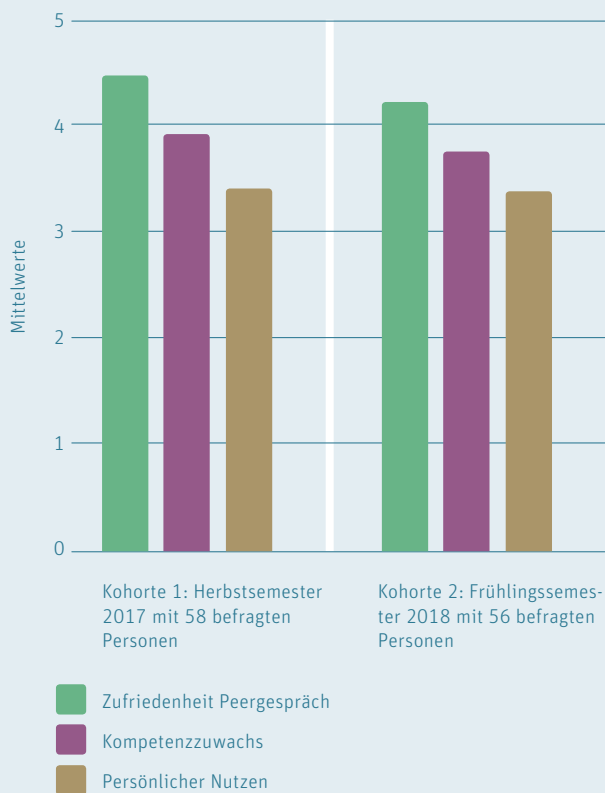
Bevor die Studierenden in diese virtuellen Schverhalt eintauchen, erhalten sie detaillierte schriftliche Anweisungen und Aufgabenstellungen. So üben sie spezifische Fertigkeiten. Die Trainingssequenz wird mit einer Video-

kamera aufgezeichnet. Diese Videoaufnahme mit den unterschiedlichen Reaktionen der Studierenden auf den standardisierten Avatar dient als Grundlage für die anschliessende Analyse und Reflexion der eigenen Beratungskompetenz. Sie findet unter der fachkundigen Anleitung einer Coachin oder eines Coaches und gemeinsam mit Mitstudierenden in Kleingruppen statt.

Welches sind die Vorteile von Virtual Reality in der Lehre?

Das Spezielle an IVR-Settings ist, dass alle Anwenderinnen und Anwender genau die gleiche Konstellation sehen und erleben. Die Avatare verhalten sich immer gleich, nämlich so wie vom Programm vorgegeben. Es handelt sich nicht um eine echte Interaktion. Unterschiede zeigen sich daher nur im Verhalten ►

Angaben der Studierenden nach den Peergruppengesprächen



Zufriedenheit auf der Likert-Skala von 0 (sehr unzufrieden) bis 5 (sehr zufrieden); Kompetenzzuwachs und persönlicher Nutzen auf der Skala von 0 (sehr tief) bis 5 (sehr hoch)

der Anwenderinnen und Anwender, also zwischen den einzelnen Studierenden. Diese Unterschiede werden in den Peergruppengesprächen diskutiert, verglichen und analysiert. Die Studierenden sehen, wie es die anderen machen und können so eine eigene Vorgehensweise entwickeln.

Mit IVR ist es möglich, genau gleiche Situationen immer wieder zu trainieren. Avatare sind geduldig und urteilen nicht. Die Methode ist personen-, orts- und zeitunabhängig. Das heisst, man kann unterschiedliche Verhaltensweisen ausprobieren und schauen, was am besten funktioniert und zur eigenen Persönlichkeit passt.

Ein weiterer Vorteil von IVR besteht darin, dass man Konstellationen kreieren kann, die in der Realität nicht möglich sind. Zum Beispiel könnte man sich selbst als Avatar beraten, das heisst, in der virtuellen Welt auf seinen virtuellen Doppelgänger treffen. Auch lassen sich Geschlecht, Alter sowie Hautfarbe von Avataren leicht umprogrammieren.

Wie beurteilen die Studierenden das Training?

Das Virtual-Reality-Team hat die 114 Studierenden, die die Trainingseinheiten im Modul Interaktion und Kommunikation im Herbstsemester 2017 und Früh-

lingssemester 2018 absolviert haben, zu ihren Erfahrungen befragt. Dafür haben alle Studierenden einen Fragebogen ausgefüllt. Die Befragung der beiden Kohorten erfolgte zu drei Zeitpunkten, ein erstes Mal vor dem Training, ein zweites Mal unmittelbar nach der IVR-Übung und ein drittes Mal nach dem Peergruppengespräch.

Insgesamt erachtete die überwiegende Mehrheit der Studierenden das Training mit IVR als sinnvoll. Die Zufriedenheit der Studierenden mit dem Peergruppengespräch, in dem sie die mit IVR hergestellten Videos in Gruppen und mit einer Coachin oder einem Coach besprechen und analysieren konnten, war besonders hoch (Abbildung 1). Gut bewertet haben sie auch den persönlichen Kompetenzzuwachs und Nutzen.

Weitere Daten zeigen, dass das Training gemeinsam mit dem Peergruppengespräch einen statistisch signifikanten Einfluss auf die Selbsteinschätzung der Beratungskompetenz hat. Nach Training und Gespräch schätzten sich die Studierenden signifikant besser ein als davor.

Die beiden Durchgänge sind damit erfolgreich gewesen. Das Virtual-Reality-Team erweitert die Trainingsmöglichkeiten von Semester zu Semester durch neue Szenarien und verbessert aufgrund von Rückmeldungen das Angebot laufend. Wichtig ist zudem die Erfahrung, dass sich anfängliche Skepsis der Studierenden gegenüber dieser neuen didaktischen Form durch die Anwendung in der Regel abbaut.

Ausblick

Das Virtual-Reality-Team entwickelt die Palette an Anwendungen ständig weiter. Es hat bereits neue Projekte lanciert, auch in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen.

Bei dieser relativ neuen Technik sollte man stets nachprüfen, wo der Einsatz Sinn macht, wann sie einen echten Mehrwert zu bisherigen Methoden bringt und wie diese sinnvoll ergänzt werden können.

Schliesslich sind ethische Aspekte abzuwägen. Nur weil etwas programmierbar wäre, was in der Realität nicht möglich ist, muss es nicht zwingend sinnvoll und ethisch vertretbar sein. Das Virtual-Reality-Team erachtet es aber als wichtig, dass sich die Soziale Arbeit und die neuen Generationen von Sozialarbeitenden kritisch mit neuen Technologien auseinandersetzen, nicht zuletzt um kompetent mitreden und mitgestalten zu können. ■

Literatur:

- Allport, Gordon. (1985). The historical background of social psychology. In Lindzey Gardner & Elliot Aronson (Hrsg.), *Handbook of social psychology* (3. Aufl., Bd. 1, S. 1–46). New York: Random House.
- Blascovich, Jim, Loomis, Jack, Beall, Andrew C., Swinth, Kimberly R., Hoyt, Crystal L. & Bailenson, Jeremy N. (2002). Immersive virtual environment technology as a methodological tool for social psychology. *Psychological Inquiry*, 13(2), 103–124.
- Bailenson, Jeremy N. (2018). *Experience on Demand: What Virtual Reality Is, How It Works, and What It Can Do*. New York: W. W. Norton & Company.

Auf Spurensuche im Quartier



Simone Gäumann, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Verantwortliche des Moduls Sozialräumliche Quartier- und Stadtteilarbeit im Interview.

Interview:

Beatrice Schild
Kommunikation
beatrice.schild@bfh.ch

Studierende der BFH machen in Berner Stadtquartieren erste Erfahrungen mit Methoden der Feldforschung. Denn genaues Hinschauen und Analysieren will und muss gelernt sein. Der sozialarbeiterisch geschulte Blick ist in der Stadtplanung zunehmend gefragt.

Simone Gäumann, Sie sind Fachperson für sozialräumliche Quartier- und Stadtteilarbeit. Womit befasst sich dieses Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit?

Städte verändern sich stetig, auf räumlicher und sozialer Ebene. Es gibt Quartiere, die vom Älterwerden der Bewohnerinnen und Bewohner stark geprägt sind. In anderen entsteht teurer Wohnraum, Quartierläden schliessen und Alteingesessene werden zunehmend verdrängt. Solche Prozesse wirken sich auf das alltägliche Quartierleben aus. Die Quartier- oder Gemeinwesenarbeit nimmt die Probleme auf, die durch diese gesellschaftlichen Veränderungsprozesse entstehen. Sie analysiert sie und macht Vorschläge für eine Verbesserung. Es geht in erster Linie darum, in der Quartier- und Stadtentwicklung die Perspektive der Sozialen Arbeit einzubringen.

Können Sie ein Beispiel nennen, wie sich die Soziale Arbeit einbringt?

Im Vierterfeld in Bern steht ein längerer Entwicklungsprozess an. In den nächsten Jahren sollen rund 1000 neue Wohnungen für 3500 Personen entstehen. Das Ziel der Stadt ist es, im Quartier verschiedene Generationen anzusiedeln. In die Planung sind unterschiedliche Fachpersonen involviert, Stadtplaner, Architektinnen, Leute aus der Stadtverwaltung und eben die Soziale Arbeit spielen eine Rolle.

Funktioniert das anders in bestehenden Quartieren?

Die Sozialarbeitenden, die in den Quartiertreffs oder -zentren arbeiten, sind nahe an den Leuten. Sie wissen, was sie beschäftigt und wo diese im Quartier zu Gunsten einer besseren Lebensqualität etwas verändern möchten. Es geht darum, eine bestehende Situation zum Wohlbefinden der Anwohnenden zu verändern. Sozialarbeitende vermitteln zwischen der Bevölkerung und der Stadtverwaltung.

Was müssen angehende Sozialarbeiterinnen und -arbeiter wissen, um diese Aufgabe zu übernehmen?

Im Modul Sozialräumliche Quartier- und Stadtteilarbeit geht es darum, eine Form der Sozialen Arbeit kennenzulernen, die auf der Mesoebene von Stadt- und Quartier angesiedelt ist. Hier zeigen sich die gesellschaftlichen Einflüsse und wirken sich sowohl auf das Zusammenleben als auch auf das Individuum aus. Die daraus entstehenden Bedürfnisse wahrzunehmen, ist eine sehr wichtige Aufgabe der Sozialen Arbeit. Sie wird künftig noch viel mehr Gewicht haben. Die Soziale Arbeit kann in der Stadtentwicklung eine wichtige Rolle einnehmen.

Diese Arbeit unterscheidet sich vom Eins-zu-Eins-Kontext der klassischen Beratungsgespräche. Auf welche spezifischen Kompetenzen legen Sie im Modul den Fokus?

Im Zentrum steht die Sozialraumanalyse. Die Studierenden lernen, wie wichtig eine ausführliche Analyse ist. Sie werden im Modul methodisch geschult, um Informationen über einen Stadtteil oder über ein Quartier zu sammeln. Es geht um die vorhandenen räumlichen Voraussetzungen, um die Infrastruktur, die Nutzung beziehungsweise die dort präsenten Gruppen. Diese Vorarbeit ist nötig, bevor man an eine Intervention denkt.

Analyse und Methode, das tönt abstrakt. Wie schaffen Sie es, dies zu vermitteln, ohne dass der Unterricht langweilig und trocken wird?

Das gelingt durch enge Zusammenarbeit mit der Praxis. Die Studierenden sind nach einem Einführungsblock über die sozialen Problemstellungen, die institutionelle Landschaft in der Stadt Bern und das methodische Repertoire selbständig im Feld unterwegs. Sie müssen den Vorlesungssaal verlassen und sich auf die Praxis einlassen, wie früher Jane Addams in Chicago. Ich kläre im Voraus mit der Praxis den Handlungsbedarf. Er ist immer real. Die Studierenden tauchen in die Gegebenheiten eines Stadtteils ein und befassen sich mit einer Problematik, die die Praktikerinnen oder Praktiker vor Ort festgestellt haben. Sie lernen, was es braucht, um die Situation zu überblicken. Sie erfahren, welches methodische Handwerk sie benötigen, um die Geschehnisse im Quartier zu erfassen und zu verstehen. Trocken ►

sind diese Methoden der Sozialen Arbeit übrigens gar nicht: Es geht um genaues Beobachten und Hinhören bei Gesprächen oder Befragungen oder um Methoden, die eine spielerische Herangehensweise ermöglichen.

Das Modul ist nach dem Konzept des Forschenden Lernens konzipiert. Was bedeutet dies für die Studierenden konkret?

Die Studierenden müssen eine Fragestellung und das dazu passende methodische Vorgehen entwickeln. Sie erheben die Daten für die Sozialraumanalyse selbständig und halten wichtige Schritte in diesem Prozess in einem Feldtagebuch fest. Am Ende des Moduls präsentieren sie den Praxisvertretenden ihre Erkenntnisse und stellen sie als Teil des Kompetenznachweises zur Diskussion.

Was sind die Herausforderungen für die Studierenden?

Die Hauptherausforderung ist der offene Prozess. Sie wissen nicht, wohin der Prozess sie führt. Sie können den Prozess nicht völlig kontrollieren und brauchen diese Offenheit, um mit Unerwartetem umgehen zu können: Man muss in diesem Berufsfeld mit der Dynamik gehen, die sich im Feld ergibt. Den Studierenden hilft das Wissen, dass dies normal ist und der Austausch mit den Praxispersonen, denen sie über die Schultern schauen können. An der Schule greifen wir diese Unsicherheiten in den Werkstätten auf.

Welcher Lerneffekt liegt Ihnen besonders am Herzen?

Ich lege Wert darauf, dass die Studierenden einen Blick bekommen für das Alltägliche und Unaufgeregte, das man im ersten Moment übersieht, weil es nicht als

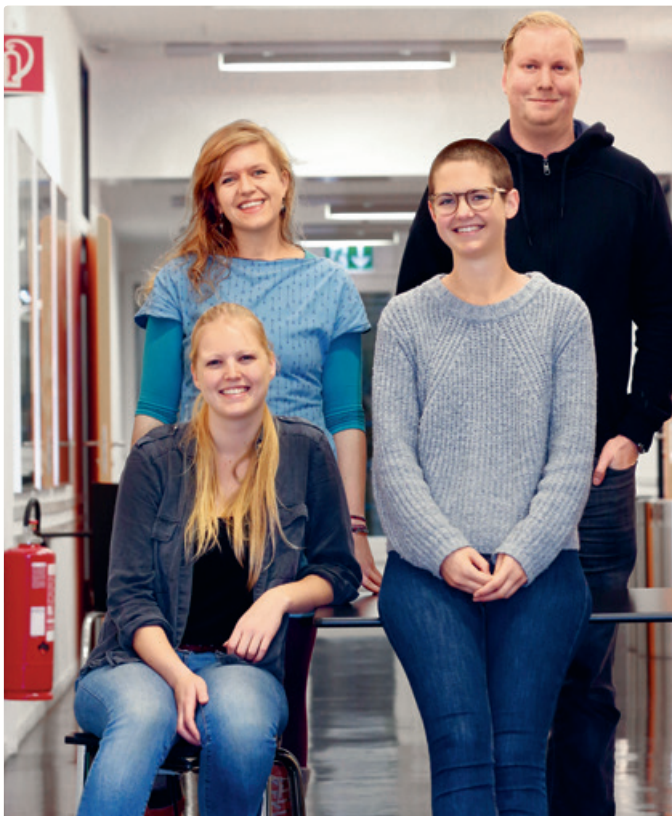
wichtig erscheint. Ich versuche den Blick zu schärfen, dass sie genau hinschauen und beobachten und sich einlassen auf die Gegebenheit. Das ist ein Gewinn, den sie auch für andere Bereiche der Sozialen Arbeit mitnehmen können.

Wie erleben Sie die Zusammenarbeit mit den Praxisorganisationen?

Sie ist sehr erfreulich. Ich habe im Vorfeld, als ich das Modul neu konzipiert habe, viele Besuche in Institutionen gemacht. Sie finden, es sei ein Gewinn für beide Seiten. Die Lerneffekte für die Studierenden habe ich geschildert. Die Praxis auf ihrer Seite schätzt, dass die Studierenden einen Aussenblick auf ihr tägliches Arbeiten einbringen. So ist es eine Win-Win-Situation, von der auch ich als Dozierende profitiere: Ich bin nah an der Praxis und den Herausforderungen, die sich dort stellen.

Welche eigenen beruflichen Erfahrungen bringen Sie mit, die für dieses Modul besonders wertvoll sind?

Ich bin Ethnologin, habe im und nach dem Studium vor allem ethnografisch gearbeitet. Der Blick auf das Unspektakuläre ist ein ethnografischer Blick. Vor meiner Lehrtätigkeit habe ich in vielen Quartierentwicklungsprozessen mitgearbeitet. Ich war an Forschungsprojekten beteiligt, in denen Raumplanerinnen oder Raumplaner mit Fachpersonen der Sozialen Arbeit zusammengearbeitet haben. In diesen Projekten war ich selber im Feld unterwegs. Das hat mein Bewusstsein für das passende Handwerk geschärft, damit die Soziale Arbeit für die Entwicklung von Städten einen Beitrag leisten kann. ■



«Erfrischend anders»

Schnell zeichnete sich ab, dass die Arbeitsweise in diesem Modul erfrischend anders sein würde. Im Gegensatz zu anderen Modulen war der Besuch der Institution, die wir auswählten, nicht nur mit einer Besichtigung verbunden. Er war der Start in eine Zusammenarbeit. Wir durften uns im Auftrag des Freizeittreffs Chinderchübu mit dem Freizeitverhalten von Dritt- und Viertklasskindern im Berner Stadtteil 3 beschäftigen. Dies bot uns ein Übungsfeld, das wir sonst nur aus den Praxissemestern kennen. Wir konnten verschiedene Methoden und Techniken direkt im Feld anwenden und mit den örtlichen Lehrpersonen zusammenarbeiten. Besonders motivierend war, dass wir der Institution einen Nutzen bieten konnten. Dies erhöhte unseren Anspruch an die Qualität unserer Arbeit zusätzlich. Die Ergebnispräsentationen aller Teilnehmenden waren äusserst informativ und kreativ gestaltet. Wir empfanden die anschliessenden Diskussionen mit Vertreterinnen und Vertretern der Institutionen, die uns beauftragt hatten, als enorm bereichernd. Wir nehmen aus dem Modul wichtige Erfahrungen mit. Dazu gehören die Erkenntnis, wie wichtig ein gut funktionierendes Beziehungsnetz und Kreativität bei der konkreten Anwendung von Methoden und Techniken sind.

Nina Bedoui, Thomas Gschwind, Flavia Barblan, Elena Sauser (auf dem Bild von hinten links im Uhrzeigersinn) und Jan Röthlisberger (nicht abgebildet) sind Absolvierende des Moduls Sozialräumliche Quartier- und Stadtteilarbeit und haben sich gemeinsam zu den Erfahrungen geäussert.

Markenzeichen Kooperation



Prof. Dr. Dieter Haller
Abteilungsleiter Master Soziale Arbeit
dieter.haller@bfh.ch

Das vielfältige und flexibel belegbare Studienprogramm des konsekutiven Master-Studiengangs wird bis 2020 weiter ausgebaut. Die Hochschulen Bern, Luzern und St. Gallen nutzen die Potenziale ihrer Kooperation für die Weiterentwicklung des Curriculums.



Mit Blick in die Zukunft: Weiterentwicklung des Masters in Sozialer Arbeit

Zwischen 70 und 80 Studierende belegen derzeit an der BFH den konsekutiven Master-Studiengang. Mit dem Masterdiplom werden sie dieselbe formale Bildungsstufe erreichen wie viele Fachkräfte pädagogischer, therapeutischer und juristischer Disziplinen, mit denen sie im Alltag der Sozialen Arbeit kooperieren. Die ersten zehn Jahre des Betriebs des Master-Studiengangs der Hochschulen Bern, Zürich, Luzern und St. Gallen sind breit evaluiert worden. In den kontinuierlich durchgeführten Befragungen lassen sich mehrere Schlüsselkriterien erkennen, die ein konsekutives Master-Studium erfüllen sollte.

Inhaltliche Vielfalt, flexible Rahmenbedingungen

Die Studierenden schätzen die Möglichkeit, die Studieninhalte aus einem inhaltlich breiten Angebot auswählen zu können. Dies hat ihnen der Kooperationsmaster während der letzten Jahre in hohem Ausmass ermöglicht. Es ist ein Plus, wenn mehrere Hochschulen ihre auf hohem wissenschaftlichem Niveau erarbeiteten Inhalte in ein gemeinsames Studienprogramm eingeben. Dennoch zeigte sich in einer kritischen Selbstevaluation, dass das thematisch-inhaltliche Programm noch vielfältiger und aktueller sein dürfte. ►



Die Mehrheit der Studierenden studiert Teilzeit und steht daneben in der Praxis der Sozialen Arbeit. Viele wollen ihr Lernen mit ihrer parallel laufenden Berufspraxis verknüpfen. Dem wurde bereits im bestehenden Studienprogramm Rechnung getragen: Viele Studierende stellen direkte Bezüge zu ihrem Praxisfeld her – besonders in der zweiten Studienhälfte, wenn sie das Praxismodul und die Master-Thesis bearbeiten. Hier fällt ein zweiter Punkt ins Gewicht: Die Kooperationshochschulen führen die Module an verschiedenen Standorten mehrmals pro Studienjahr durch. So ermöglicht der Stundenplan den Studierenden eine flexible Studiengestaltung, die die Vereinbarkeit von Studium, Erwerb und Familienarbeit begünstigt.

Praxisnahe wissenschaftliche Auseinandersetzung

Während der ersten zehn Jahre seines Bestehens hat der konsekutive Master-Studiengang Entscheidendes zur Entwicklung der Professionalität der Sozialen Arbeit beigetragen. Diesbezüglich spielen auch die Theoriebildung und die empirische Forschung eine wichtige Rolle. Für die Studierenden ist der Forschungsunterricht am interessantesten, wenn sie sich mit Forschungsprojekten aus der Sozialen Arbeit auseinandersetzen und Forschungsmethoden erlernen, die in Feldern der Sozialen Arbeit passend eingesetzt werden können. Die Master-Studierenden sind im wissenschaftlichen Bereich er-

folgreich: Zum Beispiel arbeiten an der BFH heute mehrere Absolventinnen und Absolventen des Masterstudiengangs als Wissenschaftliche Mitarbeitende in der Forschung und der Lehre. Andere Studienabgänger setzen ihre wissenschaftlichen Skills als Stabsmitarbeitende in grösseren Institutionen des Sozialwesens ein.

Curriculumsentwicklung 2020

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse entwickeln die kooperierenden Hochschulen das Studienprogramm weiter. Gesteuert wird die Entwicklung durch folgende vier Charakteristika: inhaltliche Differenzierung und Aktualität, Praxisrelevanz und Praxiserprobung, Fokussierung der Sozialen Arbeit in Theorie und Forschung sowie flexible Gestaltbarkeit des Studiums.

Während der ersten zehn Jahre seines Bestehens hat der konsekutive Master-Studiengang Entscheidendes zur Entwicklung der Professionalität der Sozialen Arbeit beigetragen.

Unverändert bleiben der erste Teil des Studiums mit den fünf Basismodulen und der Abschlussteil, während dem die Master-Thesis bearbeitet wird. Gegenstand der Entwicklung ist der mittlere Teil des Studiums. Hier besuchen die Studierenden weiterhin thematische Module von je sechs ECTS. Die bisherigen Vertiefungsrichtungen der kooperierenden Hochschulen machen thematischen Modulen Platz. Diese sind weiterhin inhaltlichen Schwerpunkten zugeordnet. Die Standorte haben jedoch neu die Möglichkeit, die Module flexibler zu erneuern als die heutigen Vertiefungsrichtungen. Die Studierenden stellen sich individuell ihr thematisches Vertiefungsprogramm aus dem aktuellen Angebot der Standorte sowie aus Themenwochen und Studienreisen zusammen. Sie binden sich nicht mehr an eine Vertiefungsrichtung. Die bestehenden drei Wahlpflichtmodule Forschung werden durch das Angebot von Forschungswerkstätten mit einem Workload von neun ECTS abgelöst. In diesem Unterrichtsformat werden die an den Standorten bearbeiteten Forschungsprojekte stärker in den Forschungsunterricht eingebaut. Schliesslich wird das 2016 installierte Transfermodul Entwickeln und Problemlösen (TEP) erweitert. Der Workload steigt von sechs auf neun ECTS.

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaft (ZHAW) verlässt per Ende Juli 2019 die Master-Kooperation und führt einen singulären Master-Studiengang. Die BFH, die Hochschule Luzern und die Hochschule St. Gallen sind davon überzeugt, dass in der Kooperation dreier Hochschulen die hochgesteckten, mit der konsekutiven Master-Ausbildung verknüpften Ziele am besten erreicht werden können: ein Studienangebot, das die Vielfalt relevanter Themen aufnimmt, Forschungskompetenzen für das Feld der Sozialen Arbeit schult und explizit die wechselseitigen Bezüge zwischen Wissen und Praxis vermittelt. ■

Soziale Arbeit ist...

von Gustav



Pascal Vonlanthen (*1975) ist in der Schweiz bekannt unter dem Namen Gustav. Der Freiburger Sänger und Musiker singt in Schweizer Mundart (Senslerdeutsch), Französisch und auf Hochdeutsch.

Der elterliche Hausbetrieb wurde bei uns pazifistisch geführt. Da fing man die Hausspinne noch mit dem Joghurtbecher und trug sie sachte auf die arschkalte Pergola. Alle hielten sich an das Gesetz des friedlichen Zusammenlebens.

Meine Familie bestand aus einer hyperfeministischen Mutter, die nur wegen der Gleichberechtigung als eine der ersten Frauen ins Schweizer Militär ging. Dazu kamen zwei ältere Schwestern: eine war eine zickende Zeitbombe und lud langhaarige Jungs zum anarchistischen Systemnörgeln zu uns ein; die andere lebte als Verschollene in ihrem Zimmer und ignorierte die Welt, inklusive ihren Bruder. Da war noch der friedliebende Haushund «Piccolo», eine gägelbraune Heustockmischung, die dreifüssige hundertjährige Katze «Miezi». Und wer war da noch? Ah ja – mein Vater. Eigentlich wollte er Pfarrer oder Lehrer werden, aber irgendwie hatte das Leben einen anderen Plan mit ihm. So wurde er der sozialste Gemeindeschreiber seit Mutter Theresa. Wir haben Weihnachten oft mit rotnasigen Alkoholikern, zwangseinsiedlerischen Vettern sechsten Grades oder mit «verhudelten» Übriggebliebenen aus dem Dorf gefeiert. Soweit zu meinem Elternhaus.

Die Geschlechterverteilung war nicht nur in der Familie, sondern auch in der gesamten Schulzeit unverhältnismässig unausgeglichen: Im kleinen Dörfli lebten 23 Kinder, davon 22 Mädchen... Man spielte nicht Krieg, sondern schmiedete Intrigen, hofierte bei selbsternannten Prinzessinnen und bettelte wie junge Kätzchen um Nutellaschnitten. In der Schule gab es ebenfalls fast nur Mädchen. Still sitzen, leise reden, ruhig arbeiten, Turntänzchen da und Schönschreiben hier. Im Lehrersemi-

nar die volle Dosis: 235 Frauen, davon acht Männer. Ich glaube, es war der Einfluss der Frauen, dass ich später im Militär als untauglich galt. Als ich später gelegentlich als Lehrer arbeitete, durfte ich mir in jeder Pause irgendwelchen Erziehungsscheiss anhören – und es interessierte mich sogar. Zusammengefasst muss ich aber gestehen, mein Elternhaus und mein soziales Umfeld haben mir nie vorgegaukelt, dass ökonomische, religiöse, patriarchale, kulturelle, soziale oder weiss-nicht-was-noch-alles-für-bescheuerte Einwirkungen einen Menschen zu dem machen, was er ist. Jeder ist erst mal nur Mensch, nichts anderes. Easy zu kapieren.

Vor rund einem Jahr – nachdem ich zwanzig Jahre lang die Bühnen landauf und ab bespielt hatte – habe ich eine Akademie zur Förderung junger Musiktalente gegründet. Zwanzig junge Musikerinnen und Musiker werden von einem Team ein Jahr lang auf professionellem Niveau gecoacht. Sie komponieren eigene Songs, arrangieren diese, nehmen sie im Studio auf. Wir haben für die jungen Künstlerinnen und Künstler Auftritte in der Schweiz und in London organisiert. Viele von ihnen konnten dank der Akademie den nächsten Schritt Richtung Professionalität machen. Einige wurden in Musik- oder Kunsthochschulen aufgenommen, andere sind in Verhandlung mit Plattenfirmen oder Festivals.

Aber wichtiger als das Fördern von Talenten ist, dass wir mit der Akademie kulturelle und sprachliche Brücken bauen. Diese jungen Menschen sind am Anfang ihrer Karriere und bereit, die Welt mitzugestalten. Zu diesem Zeitpunkt der Entwicklung greift die Akademie ein und vermittelt Werte wie Nachhaltigkeit, Respekt und Toleranz. Unsere Talente kommen aus der Roman- die oder der Deutschschweiz. Sie sprechen Französisch, Deutsch, Italienisch, Albanisch oder Portugiesisch. Trotz dem Gemisch aus Kulturen, Sprachen und Musikstilen hatten alle das eine gemeinsame Ziel: Gute Musik zu machen. Dabei entstanden ein kleines Netzwerk über all die stumpfsinnigen Gräben hinweg und sogar tiefe Freundschaften.

Hinter jeder Sprache steckt eine ganze Kultur, jede Kultur besteht aus Menschen. Wer andere Menschen nicht verstehen will, wird andere Kulturen nie verstehen und kann schlussendlich auch keine Sprache lernen. So entstehen Gräben. Wir wollen mit unserer Akademie der nächsten Generation zeigen, dass durch gemeinsame Arbeit ein unbeschwerter Austausch entsteht, eine emotionale Verbindung zwischen Andersdenkenden, Anderssprechenden und Anderslebenden, ohne Zwang, ohne Auflagen, ohne Vorurteile.

Wenn mich meine Kinder fragen, was ich für einen Beruf habe, dann weiss ich oft gar nicht, was ich antworten soll. Ich bin eine Art Mischung aus Sozialpädagogin und Rockmusiker. Vielleicht ein Rockagoge oder ein Sozialrockstar oder ein rockender Sozialpädagoge. Ach was... mein Job ist, einfach Mensch zu sein.

Schützen, Klären, Kooperieren



Prof. Dr. Dieter Haller
Abteilungsleiter Master Soziale Arbeit
dieter.haller@bfh.ch

Das Kindeswohl zu fördern und Kinder vor Gefährdung zu schützen sind zentrale Aufgaben der Sozialen Arbeit, der Bildung und der Justiz. Eine Tagung der BFH und der Pädagogischen Hochschule Bern am 27. und 28. Juni 2019 thematisiert die gemeinsame Arbeit dieser Disziplinen am Kindeswohl.



Viele Puzzleteile müssen zum Wohl und Schutz von Kindern zusammenpassen.

In unserer Gesellschaft sind primär die Eltern oder andere Erziehungsberechtigte für die Sorge und Erziehung ihrer Kinder zuständig. Trotz dieses Primats der Elternschaft treffen die Familien vielfach auf Fachkräfte von Institutionen, die sich mit der Ausbildung, Beratung und dem Schutz von Kindern befassen. Diese Kontakte sind unterschiedlich ausgeprägt. Im Kontext Schule geht es um die Bildung der Kinder. Wenn grössere Entwicklungslücken geschlossen werden sollen und insbesondere, wenn es um den Schutz von Kindern geht, kommen weitere Akteurinnen und Akteure der Bereiche Bildung, Soziale Arbeit und Justiz hinzu und erbringen Leistungen für die Familien. Sie bilden eine Handlungsgemeinschaft, die den Verlauf des Heranwachsens mitbestimmt. Dieses Zusammenwirken von Familienakteurinnen und -akteuren und Professionellen unterschiedlicher Bereiche steht im Mittelpunkt der Tagung vom 27. und 28. Juni 2019. Das Tagungsprogramm richtet sich primär an Führungspersonen und Fachkräfte, die das kooperative Arbeiten zum Wohl und Schutz der Kinder steuern und gestalten.

Forschungsergebnisse als Ausgangspunkt

Das binationale Forschungsprojekt «MehrNetzWert» bildet den Ausgangspunkt der Tagung. Die BFH und die Universität Duisburg-Essen untersuchten in einem Vergleich zwischen der Schweiz und Deutschland die Versorgungsstrukturen sowie die Prozesse und Wirkungen der Kinder- und Jugendhilfe. Untersucht wurden je zwei Versorgungsräume in der Schweiz und in Deutschland – jeweils ein städtischer und ein ländlicher Raum. Im Rahmen der Forschung «MehrNetzWert» wurden 29 Fallstudien zu Kindern im Alter von 10 bis 16 Jahren und 15 Fallstudien zu involvierten Erziehungsberechtigten erarbeitet. Die Perspektive der Institutionen wurde in zirka 60 Interviews mit Fach- und Führungskräften erhoben. Diese qualitativen Untersuchungen wurden durch standardisierte Erhebungen aus Akten ergänzt. Aufgrund dieser umfassenden empirischen Arbeit konnte ein fundierter Einblick in das Kindesschutzgeschehen erarbeitet werden. Es ist dem Projekt gelungen, das Geschehen im einzelnen Fall mit Fragen und Strukturen der Versorgung zu verknüpfen.

Interinstitutionelle Zusammenarbeit als Herausforderung

Eine vergleichende Studie (siehe Kasten S. 18) untersuchte die Versorgungsstrukturen, Prozesse und Wirkungen der Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz und in Deutschland. Es zeigte sich, dass die Arbeit zum Wohl und Schutz von Kindern nur kooperativ gelingen kann, sich aber deshalb anspruchsvoll gestaltet. Zwar gelingt es oftmals, sich als Handlungsgemeinschaft von Familienmitgliedern und institutionellen Akteurinnen und Akteuren über gemeinsame Ziele zu einigen und diese kooperativ zu bearbeiten – besonders wenn Familien freiwillig Unterstützung suchen. Wenn jedoch Erziehungsberechtigte Situationen anders einschätzen als Professionelle, oder wenn eine behördliche Intervention gegen ihren Willen erfolgt, erfahren sie dies als einen starken Eingriff in ihre Familiensphäre. Erziehungsberechtigte drücken in den für die Studie geführten Interviews generell eine Furcht vor behördlichen Eingriffen aus. Wenn eine solche «Drohkulisse» entsteht, ist es anspruchsvoll, notwendige Kooperationen aufzubauen.

Parallel zur Kooperation zwischen Institutionen und Familien bildet die Kooperation zwischen den verschiedenen institutionellen Akteurinnen und Akteuren eine zweite Herausforderung. Fachkräfte verschiedener Disziplinen – zum Beispiel Sozialarbeitende, Lehrkräfte und therapeutische Fachleute – arbeiten mit demselben Kind und seiner Familie. Sie nehmen im Fallgeschehen unterschiedliche Aufträge wie Beraten, Bilden oder Therapie wahr. Aufgrund unterschiedlicher Ausbildungen und Erfahrungen setzen sie verschiedene Schwerpunkte, wenn sie Situationen einschätzen, Ziele festlegen und Interventionen planen. Die Ergebnisse des Projekts «MehrNetzWert» zeigen deutlich, dass in der Arbeit am Wohl von Kindern verschiedene professionelle Logiken eine Rolle spielen. Dies stellt sehr hohe Ansprüche an das Kooperieren der Beteiligten.

Schwerpunkt transdisziplinäre Kooperation

Als besonders anspruchsvoll erweist sich aufgrund der Forschungsergebnisse die Kooperation zwischen den Verantwortlichen des Bildungsbereichs auf der einen und des Sozial- und Justizbereichs auf der anderen Seite. Es besteht oftmals wenig Verständnis zwischen den Lehrkräften, die Kinder primär unterrichten und den Sozialarbeitenden, Juristinnen und Juristen, die Gefährdungsmomente abklären, bearbeiten und allenfalls sanktionieren. Die Institutionen und Disziplinen übergreifenden Kooperationen bedürfen der laufenden Reflexion und Weiterentwicklung.

An diesem Punkt setzt die Tagung Schützen, Klären, Kooperieren an. Sie betrachtet die Arbeit für das Wohl und den Schutz der Kinder aus der Fallperspektive. Deshalb steht die spezifische Situation des Kindes und der Familie im Zentrum, die eine massgeschneiderte Unterstützung erfordert. Die Tagung fokussiert gleichzeitig auf die Kooperationen, die im Versorgungsraum zur Erbringung der Unterstützung erforderlich sind und thematisiert dementsprechend vier Themenfelder.

Eckdaten der Tagung

- Die Tagung «Schützen, Klären, Kooperieren. Arbeit am Kindeswohl – eine gemeinsame Aufgabe von Sozialer Arbeit, Bildung und Justiz» findet am 27./28. Juni 2019 in der Eventfabrik in Bern (Länggasse; Fabrikstrasse 12) statt. Beginn am Donnerstag um 13.30 Uhr; Tagungsschluss am Freitag um 16.00 Uhr.
- Tagungsorganisatorinnen sind die BFH und die Pädagogische Hochschule Bern. Für die Gestaltung des Tagungsprogramms zeichnen die BFH, die Pädagogische Hochschule Bern und das Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung der Universität Duisburg-Essen verantwortlich.
- Das vielfältige Programm umfasst Keynotes/Referate, Workshops, interdisziplinäre Gesprächsrunden und kulturelle Beiträge.
- Das Programm richtet sich an Führungspersonen aus den Bereichen Soziales, Bildung und Justiz (KESB, Sozialdienst, Schulleitung, Tagesschule, Jugendamt, Verantwortliche politischer Behörden usw.); Fachkräfte mit Gestaltungsaufträgen (Mitarbeitende Stab, Fachverantwortliche usw.); Expertinnen und Experten aus Forschung und Lehre.

Detailliertes Programm und Anmeldeinformationen unter soziale-arbeit.bfh.ch/tagung-kindeswohl

Themenfelder der Tagung:

- **Bildung und Prävention** – Im Mittelpunkt steht die Arbeit, welche Volksschulen, Tagesschulen und Kitas zum Wohl des Kindes, aber auch zum Gefährdungsmanagement und zur Gefährdungsabklärung leisten.
- **Soziale Intervention** – Die vielfältigen Leistungen werden thematisiert, die die Sozialpädagogik und Soziale Arbeit in ambulanten und (teil)stationären Settings erbringen. Neuere Ansätze wie Familienbegleitung, anwaltschaftliche Unterstützung und massgeschneiderte Hilfen werden besondere Beachtung finden.
- **Gewähren von Schutz und Recht** – Diskutiert wird die besonders anspruchsvolle Gestaltung von Kooperations- und Unterstützungsprozessen in Situationen, in denen Hilfen gegen den Willen von Erziehungsberechtigten und/oder Kindern verfügt und gestaltet werden müssen.
- **Transdisziplinäre Kooperation** – Dieser Schwerpunkt verbindet die oben genannten Themenfelder. An der Tagung werden innovative Projekte, Verfahren und Organisationsmodelle vorgestellt, die eine transdisziplinäre Kooperation fördern. ■

Erfahrungen mit dem Familienrat

Ergebnisse einer Vorstudie



Livia Hirter
Studentin Master in Sozialer Arbeit
liviacarina.hirter@stud.hslu.ch



Leandra Kuhn
Studentin Master in Sozialer Arbeit
leandra.kuhn@stud.hslu.ch

Das Familienratsverfahren stammt von den Maori und wurde auf deren Grundlagen weiterentwickelt. Es sieht vor, dass ein Familiensystem in mehreren Phasen einen Hilfeplan erstellt und diesen umsetzt. Auch in der Schweiz kommen unterdessen Familienräte zur Anwendung.

Bei einem Familienrat sucht eine Familie in einer herausfordernden Lebenslage zusammen mit dem eigenen sozialen Umfeld nach Lösungen und Hilfe. Dabei kommt die Familie mit Verwandten, Freunden, Nachbarinnen und anderen Menschen zusammen, die eine Ressource im sozialen Umfeld der Familie darstellen. Gemeinsam sammeln sie Ideen, diskutieren diese und stellen, ohne Steuerung von Fachpersonen, einen Hilfeplan auf. Die Aufgabe der involvierten Fachkräfte ist es, die professionellen Unterstützungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Das Verfahren ist auch unter den Namen «Family Group Conference» oder «Verwandtschaftsrat» bekannt (Früchtel und Straub, 2011, S. 47).

Familienrat in Kindesschutzverfahren

Im Rahmen eines Praxismoduls im Masterstudium haben die Autorinnen von Andrea Hauri, BFH-Dozentin im Bereich Kindes- und Erwachsenenschutz, den Auftrag erhalten, eine Vorstudie zur Methode des Familienrats durchzuführen. Die Studie analysiert die Erfahrungen von Professionellen in der Sozialen Arbeit mit dieser Methode. Ziel war es, erste Erkenntnisse zu Familienräten in der Schweiz zu gewinnen und damit eine Grundlage für weitere Forschungsprojekte zu erhalten.

Die Autorinnen haben vier Leitfadeninterviews mit Beistandspersonen und Behördenmitgliedern von Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) aus den Kantonen Bern und Luzern geführt und analysiert. Die Interviewten hatten mindestens einen Familienrat im zivilrechtlichen Kindesschutz in Auftrag gegeben. Die empirische Auswertung des Datenmaterials erfolgte anhand der Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2010).

Wann kamen Familienräte bisher zum Einsatz?

Die Ergebnisse zeigen, dass die befragten Behördenmitglieder und Beistandspersonen bei ganz unterschiedlichen sozialen Problemen Familienräte in Auftrag gaben. Demnach kamen sie im Rahmen von Rückplatzierungen von Kindern, nach innerfamiliären Straftaten, in strittigen Elternsituationen, bei überforderten Familiensystemen, im Kindesschutz mit ressourcenstarken Familien-

systemen sowie im präventiven Kindesschutz zum Einsatz. Die interviewten Personen konnten sich zudem vorstellen, die Methode in weiteren Fällen und vielen verschiedenen Problemlagen anzuwenden.

Die befragten Fachpersonen gaben an, dass die Methode Familienrat während einer kindesschutzrechtlichen Abklärung oder im Vollzug von zivilrechtlichen Kindesschutzmassnahmen angewendet werden kann. Ein Familienrat kann in eine Weisung (Art. 307 Abs. 3 ZGB), in eine Beistandschaft (Art. 308 ff. ZGB) aber auch im Rahmen eines entzogenen Aufenthaltsbestimmungsrechts mit Platzierung (Art. 310 ZGB) eingebettet sein. Auch sind Familienräte geeignet, wenn kombinierte Kindesschutzmassnahmen bestehen, zum Beispiel wenn ein fremdplatziertes Kind eine Beistandsperson hat. Im Rahmen von kindesschutzrechtlichen Vormundschaften (Entzug der elterlichen Sorge nach Art. 311 ZGB) ist die Methode Familienrat bei den Befragten bisher nicht zur Anwendung gekommen.

Bewertung der Ergebnisse von Familienräten

Bemerkenswert ist, dass mehrere Behördenmitglieder und Beistandspersonen sagten, dass durch einen Familienrat die Tragfähigkeit von familiären Lösungen

Fachkurs Koordinatorin/Koordinator im Familienrat – Family Group Conference

Möchten Sie mehr über die Anwendungsmöglichkeiten des Familienrats erfahren? Im Fachkurs der BFH werden die Anwendungsfelder Kindes- und Erwachsenenschutz sowie Altersarbeit exemplarisch vertieft. Diese schweizweit einzige Weiterbildung ermöglicht Ihnen, das Verfahren in Ihrer praktischen Arbeit anzuwenden und qualifiziert Sie zur Koordinatorin bzw. zum Koordinator im Familienrat.

Weitere Informationen zum Fachkurs:
soziale-arbeit.bfh.ch, Web-Code: K-KES-15



Die Masterstudentinnen Livia Hirter und Leandra Kuhn präsentieren ihre Ergebnisse.

aufgezeigt werden konnte. Auch waren die Familienräte demnach geeignet, lebensweltnahe, unerwartete und innovative Lösungen zu entwickeln oder ungenutzte Ressourcen aus dem Umfeld der Familien zu aktivieren.

Gemäss den befragten Personen wirkten sich die Familienräte positiv auf das weitere Kindesschutzverfahren aus. Sie führten etwa dazu, dass die Familien ihre Widerstände gegenüber der KESB, der Beistandsperson oder den angestrebten Kindesschutzmassnahmen abbauten. Die Familienräte erzeugten bei den involvierten Familien eine grössere Akzeptanz gegenüber weiteren Hilfen und Unterstützungsformen. Auch entstanden dank des Verfahrens Möglichkeiten, die vorhandenen Kindesschutzmassnahmen anzupassen und zu reduzieren. Zugleich förderte es das Problembewusstsein in den betroffenen Familien.

Für die Planung des weiteren Vorgehens war das Verfahren insofern hilfreich, dass es zur Klärung von bestehenden familiären Beziehungen beitrug. Nicht zuletzt führten Familienräte im Kindesschutzverfahren zu einer unmittelbaren Mitwirkung des Kindes und zu einer starken Ressourcenaktivierung im Familiensystem.

Reaktionen der involvierten Personen

Die Familien hätten meist offen auf das Angebot von Familienräten reagiert, hielten die Befragten fest. Die Möglichkeit zur Mitgestaltung stiess in aller Regel bei den Familien auf Interesse. Zugleich haben die Auftraggebenden aber auch Unsicherheiten und teilweise Skepsis in den betroffenen Familien wahrgenommen.

Bei den involvierten Behördenmitgliedern und Beistandspersonen lösten vor allem die ersten Erfahrungen mit der neu angewendeten Methode Unsicherheiten oder ambivalente Gefühle aus. Sie berichteten von einem notwendigen Paradigmenwechsel in ihrer professionellen Haltung. Gefordert war demnach ein Loslassen von gewohntem Vorgehen und Vertrauen in die familiären Ressourcen und Fähigkeiten, was die Professionellen rückblickend als sinnvoll und positiv beschreiben.

Gemäss den interviewten Fachpersonen stiess die Methode an ihre Grenzen, wenn den betroffenen Familien die Bereitschaft für das Verfahren fehlte oder wenn Familienmitglieder psychisch instabil oder unzuverlässig waren. Von den Fachpersonen verlangt die Methode,

dass sie sich Zeit nehmen können. Den notwendigen Haltungs- oder Paradigmenwechsel bezeichneten die Befragten als weitere Grenze, wenn es nicht gelingt, dem Familiensystem die Fähigkeit zur Lösungsfindung wirklich zuzusprechen.

Einige der Herausforderungen, die die befragten Fachpersonen erwähnen, zum Beispiel das Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle, die knappen Zeiteresourcen oder unzureichende Kooperationen, gelten für viele Bereiche der Sozialen Arbeit und insbesondere im Kindes- und Erwachsenenschutz. Ein kausaler Zusammenhang zwischen diesen Herausforderungen und der Methode Familienrat kann deshalb verneint werden.

Schlussfolgerungen

Grundsätzlich entspricht die Methode Familienrat handlungsleitenden Prinzipien der Sozialen Arbeit. Im Bereich des Kindes- und Erwachsenenschutzes unterstützen Familienräte lebensweltnahe Lösungen für soziale Problemlagen und aktivieren familiäre Ressourcen.

Das Familienratsverfahren stammt ursprünglich von den Maori. In Neuseeland sind aufgrund politischen Drucks der indigenen Gemeinschaft Familienräte seit 1989 im «Children, Young Persons and their Families Act» gesetzlich verankert (Straub, 2011). Die Praxis in der Schweiz ist vergleichsweise jung und deren Anwendung noch wenig verbreitet. Für die Autorinnen der Vorstudie ist klar, dass es nebst Fachwissen auch Mut braucht, die neue Methode anzuwenden. Dies ist insbesondere in einer Zeit, in welcher der zivilrechtliche Kindes- und Erwachsenenschutz unter grossem öffentlichem Druck steht, eine grosse Herausforderung. Dennoch erscheint es wünschenswert, dass Familienräte und deren Anwendung sowohl in der Forschung und Lehre wie auch in der Praxis der Sozialen Arbeit weiter erkundet werden. ■

Literatur:

- Früchtel, Frank & Straub, Ute. (2011). Standards des Familienrates. *Forum Erziehungshilfen*, 17. Jg., 1, 47–50.
- Mayring, Philipp. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Straub, Ute. (2011). Mehr als Partizipation: Ownership! Family Group Conferencing im Kontext des internationalen Diskurses zu Conferencing, Restorative Practice und Indigenized Social Work. *Sozial Extra* 11(4), 6–9.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Systemische Beratung		
Fachkurs Systemische Kompetenz in Veränderungsprozessen	März bis Juni 2019	K-BER-7
Fachkurs Onlineberatung – Systemische Beratung via Internet	April bis Juni 2019	K-BER-13
Fachkurs Systemisch-lösungsorientierte Beratung mit Kindern und Jugendlichen	April bis Juni 2019	K-BER-1
Fachkurs Elterncoaching	April bis September 2019	K-BER-3
Fachkurs Trauma und Beratung	Juni bis September 2019	K-BER-2
Fachkurs Motivierende Gesprächsführung	August 2019 bis Februar 2020	K-MET-2
Fachkurs Systemische Beratung und psychiatrische Diagnosen	September bis November 2019	K-BER-5
Fachkurs Systemische integrative Beratung mit der Inneren Familie (IIFS)	Oktober 2019 bis Januar 2020	K-BER-14
Fachkurs Abschied und Abschiedsprozesse – Hypnosystemische Zugänge	November 2019 bis März 2020	K-BER-11
Fachkurs Neuro-Systemische Beratung	November 2019 bis März 2020	K-BER-8
Beratungsgespräche	1./2. April und 27./28. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MET-6
Grundlagen der Systemischen Beratung	20./21./22. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-BER-4
Kurs zum Thema Case Management		
Fachkurs Case Management	August bis Dezember 2019 sowie Januar bis Juni 2020	K-CM-20
Kurse zum Thema Kindes- und Erwachsenenschutz		
Fachkurs Abklärung im Kinderschutz	März bis Juni 2019	K-KES-18
Fachkurs Abklärung im Erwachsenenschutz	März bis Juni 2019	K-KES-20
Fachkurs Verfahrensleitung im Kindes- und Erwachsenenschutz	September 2019 bis März 2020	K-KES-19
Fachkurs Kinderschutz für Fachkräfte der frühen Kindheit	September 2019 bis April 2020	K-KES-2
Fachkurs Koordinatorin/Koordinator im Familienrat – Family Group Conference	September 2019 bis Juni 2020	K-KES-15
Fachkurs Erwachsenenschutz	Oktober 2019 bis März 2020	K-KES-21
Vaterschaft – gemeinsame elterliche Sorge – neues Unterhaltsrecht	28./29. Januar 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-REC-12
Kinder anhören	13./14. März 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-2
Externe und interne Kommunikation der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden	26. März 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-KES-22
Kindes- und Erwachsenenschutz: Basiswissen für die Soziale Arbeit	7./8. August 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-KES-14
Einführung in das Berner und Luzerner Abklärungsinstrument zum Kinderschutz	28. November 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-KES-1
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	20./21. November 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-9
Kurse zum Thema Mediation und Konfliktmanagement		
Fachkurs Mediation	Start mehrmals jährlich	K-MED-1
Fachkurs Scheidungs- und Trennungsmediation	März bis Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-170
Mediation und systemische Organisationsentwicklung	11./12. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-157
Gewaltfreie Kommunikation – Einführung	28./29. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-153
Perspektivenwechsel	9./10. April 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-21
Neurowissen und Hypnosystemik	14./15. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-135
Moderation von Grossgruppen	16./17. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-158
Weitere Kurse für ausgebildete Mediatorinnen und Mediatoren: mediation.bfh.ch		
Kurse im methodischen Handeln		
Fachkurs Praxisausbildung	Juli bis Dezember 2019	K-SPE-6
Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten	7. und 14. März 2019 sowie 11. und 18. Juni 2019, jeweils von 8.45–16.45 Uhr	K-MET-15
Selbst- und Ressourcenmanagement	12./13. März und 24. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MET-17

Angebot	Datum	Web-Code
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Grundlagen der Mediation	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MED-6
CAS Mediative Konfliktintervention	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MET-5
CAS Familienmediation	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-5
CAS Mediation im öffentlichen Bereich	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-11
CAS Mediation in Organisationen	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-12
CAS Konfliktmanagement	November 2019 bis Dezember 2020	C-SOZ-8
CAS Klärungshilfe in Konflikten	Start Sommer 2020	C-MED-10
CAS Case Management (modular)	Einstieg mit dem Fachkurs Case Management	C-CM-1
CAS Case Management	Oktober 2019 bis November 2020	C-CM-4
CAS Systemische Beratung in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit	Einstieg jederzeit möglich	C-BER-2
CAS Systemische Beratung – Grundhaltungen, Prämissen und Methoden	Mai 2019 bis März 2020	C-MET-3
CAS Systemische Beratung mit Familien, Paaren und Gruppen	August 2019 bis Juni 2020	C-BER-1
CAS Mandatsführung im Kindes- und Erwachsenenschutz	Januar bis Dezember 2019	C-KES-1
CAS Kindesschutz	Juni 2019 bis Mai 2020	C-KIS-1
CAS Methodische Vertiefung für den Kindesschutz	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-2
CAS Recht und Methodik für den Erwachsenenschutz	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-3
CAS Verfahrensleitung und Abklärung im Kindes- und Erwachsenenschutz	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-4
CAS Praxisausbildung	Einstieg mit dem Fachkurs Praxisausbildung	C-SPE-2
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Case Management	Einstieg jederzeit möglich	D-CM-1
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich	M-MED-1
MAS Systemische Beratung in der Sozialen Arbeit	Einstieg jederzeit möglich	M-BER-1
MAS Systemische Supervision [neu]	Einstieg jederzeit möglich	M-BER-2
MAS Kindes- und Erwachsenenschutz	Einstieg jederzeit möglich	M-KES-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung MAS Systemische Supervision	15. Januar 2019, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-5
Infoveranstaltung Weiterbildung Systemische Beratung	29. Januar 2019, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-1
Infoveranstaltung Weiterbildung Case Management	19. Februar 2019, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-2
	29. April 2019, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-3
Infoveranstaltung Ausbildung in Mediation und Konfliktmanagement	25. Februar 2019, 18.00–20.00 Uhr	IW-MED-16
Tagungen		
Tagung intersektionale genderreflektierende Offene Jugendarbeit	25. Februar 2019, 9.15-16.45 Uhr	T-MET-2
Tagung «Schützen, Klären, Kooperieren. Arbeit am Kindeswohl – eine gemeinsame Aufgabe von Sozialer Arbeit, Bildung und Justiz.»	27./28. Juni 2019	T-KES-2

Neue Wege der Praxis: Soziale Arbeit in der Hausarztmedizin

Wenngleich noch um Anerkennung gerungen wird, konnte sich die Soziale Arbeit in diversen Bereichen der Gesundheitsversorgung etablieren. Soziale Arbeit in der Hausarztmedizin hingegen übersteigt noch immer die Vorstellungskraft vieler Fachleute. Grund genug, dem neuen Arbeitsfeld auf die Spur zu gehen – mit erstaunlichem Resultat.



Manuela Grieb
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
manuela.grieb@bfh.ch



René Rüegg
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
rene.ruegg@bfh.ch



Prof. Dr. Christoph Gehrlach
Leiter Schwerpunkt Soziale Organisation
christoph.gehrlach@bfh.ch

Es scheint logisch, dass bei verschiedensten Beschwerden als erstes die Hausärztin oder der Hausarzt kontaktiert wird. Für viele Menschen ist diese medizinische Fachperson eine wichtige Vertrauens- und Ansprechperson, nicht zuletzt weil sich die Beziehung zu ihr über mehrere Jahre hinweg entwickelt hat (Loisl & Puchner, 2005, S. 30). Doch die Anzahl der Hausärzte nimmt ab, wohingegen die Anzahl Konsultationen steigt. Dadurch wird die Dauer der Sprechstunden kürzer (Cerny et al., 2016, S. 620). Gleichzeitig nehmen auch die staatlichen Gesundheitskosten und damit die Krankenkassenprämien für die privaten Haushalte stetig zu (Froidevaux & Kilchenmann, 2016, S. 13). Das System gelangt an seine Grenzen und es drängen sich Fragen auf, zum Beispiel wie es entlastet, wie die Zeit der Fachpersonen besser genutzt oder den Anliegen der Patientinnen und Patienten besser entsprochen werden kann. Dass Entlastung, Effizienz und Patientenorientierung sich nicht ausschliessen müssen, wird im Folgenden am Beispiel der Sozialen Arbeit in der Hausarztmedizin aufgezeigt.

Soziale Arbeit in der Hausarztmedizin

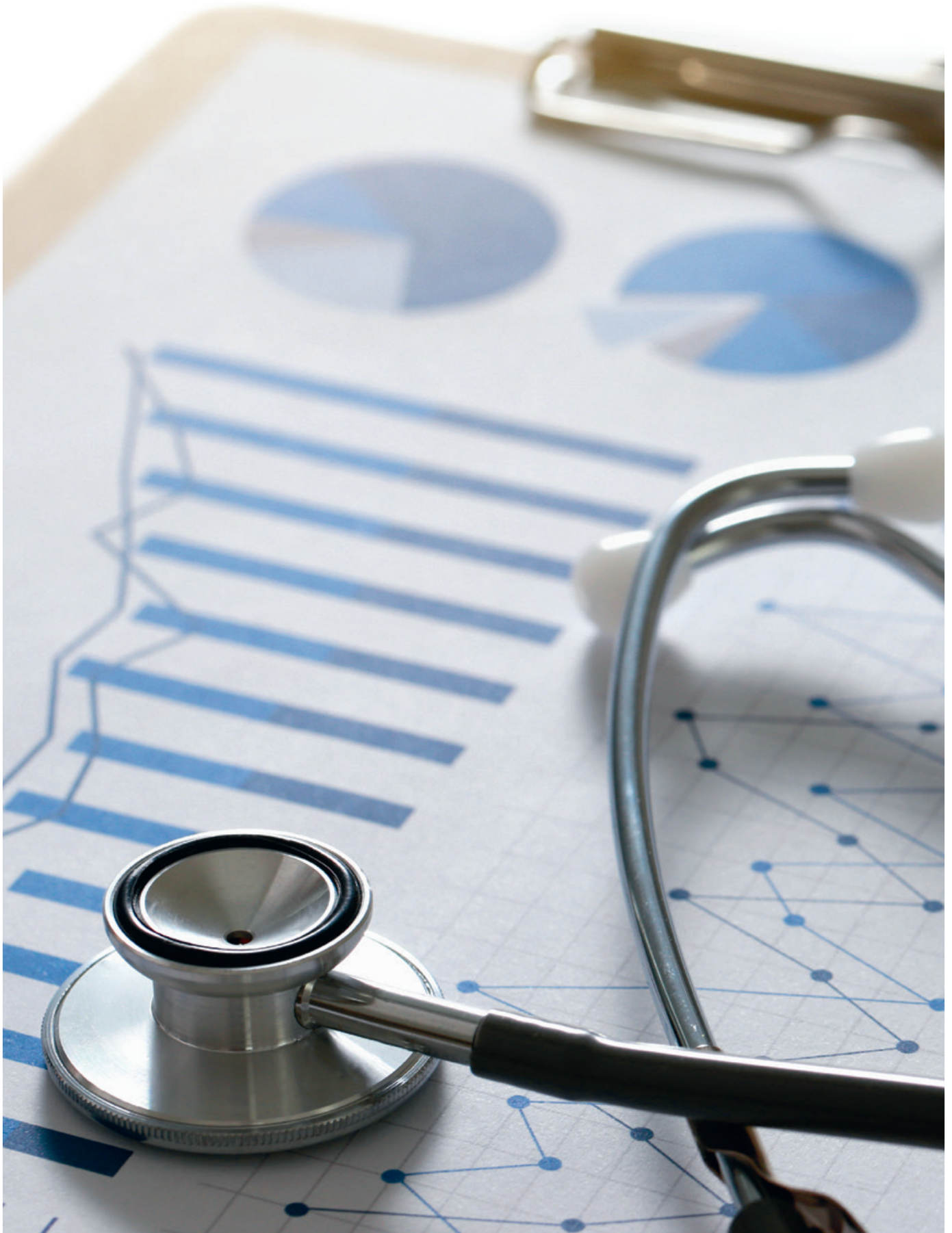
Die Soziale Arbeit in der Medizin zu platzieren, ist keine neue Entwicklung, liegen ihre Wurzeln doch bereits in der Gesundheits- und Armenfürsorge Ende des 19. Jahrhunderts. Im Laufe des 20. Jahrhunderts löste sich diese Verschränkung allmählich auf. Die Medizin wandte sich einem naturwissenschaftlichen Verständnis zu und klammerte das «Soziale» aus ihrem Zuständigkeitsbereich aus (Rogers & Pilgrim, 2011). Diese Abspaltung ist eigentlich verwunderlich, weil die Ziele

der beiden Disziplinen «Wohlbefinden» und «Funktionieren im lebensweltlichen Alltag» gar nicht so unterschiedlich sind. Zumindest für die Soziale Arbeit im Gesundheitswesen ist schon länger klar: Ein ganzheitlicher und interdisziplinärer Gesundheitsfürsorgeansatz bezieht selbstverständlich auch die Soziale Arbeit ein (Butrym, 1989, S. 26).

Trotz vieler Berührungspunkte mit der Medizin ist die Soziale Arbeit eine «eher tolerierte als anerkannte Profession, die in der (...) von einem biomedizinischen Verständnis von Gesundheit dominierten Praxis des Gesundheitswesens oftmals wenig beachtet wird» (Friedli 2016). Dies zu Unrecht, wie verschiedene Studien zeigen. Gerade im hausärztlichen Praxisalltag sind soziale Probleme Themen, mit denen Ärztinnen und Ärzte wöchentlich oder gar täglich konfrontiert werden (Zimmermann et al., 2018; Joos & Jobst, 2014). Obwohl die Soziale Arbeit in der Grundversorgung bereits in den 1920er Jahren diskutiert wurde (Lymbery, 1998, S. 201-202) und beispielsweise in Kanada und England auch in der Primärversorgung zu sogenannten interprofessional care teams gehören, ist die Soziale Arbeit in der Schweiz in der Gesundheitsversorgung kaum verankert. Welches Potential dahinter steckt, wurde in einer Schweizer Arztpraxis mit Pioniercharakter ausgelotet.

Fehlendes soziales Know-how als Auslöser

Die Praxis Salutomed in Zollikofen hat sich der BFH für Interviews zum Thema zur Verfügung gestellt. Seit 2013 gehört neben dem ärztlichen Leiter, Michael Deppler, weiteren Hausärztinnen, medizinischen Praxisassistentinnen, einer Psychiaterin und Psychologinnen ►



Ein ganzheitlicher Gesundheitsfürsorgeansatz bezieht die Soziale Arbeit mit ein.

auch ein Sozialarbeiter, Bernhard Gerber, zum Praxisteam. Gerber wird, wie die medizinischen Assistentinnen, von der Gemeinschaftspraxis bezahlt. Ausschlaggebend für die Anstellung eines Sozialarbeiters waren soziale Fragen, bei denen das Team wiederholt an Grenzen gestossen ist. Deppeler beschreibt die Situation von 2013 folgendermassen:

«Das Medizinische und das Psychologische hatten wir abgedeckt, aber im Sozialen gab es Lücken. Zudem war es mit den sozialen Diensten der Gemeinde häufig relativ schwierig. Einerseits hatten diese meist Bedenken bezüglich Datenschutz und andererseits hatten die Sozialarbeiter eigentlich immer auch zwei Hüte an. Sie konnten nicht ausschliesslich für den Patienten oder die Patientin da sein, sondern mussten auch die Vorgaben der Gemeinde oder der SKOS erfüllen. Plötzlich ist die Idee aufgetaucht: Wie wäre es mit einem Sozialarbeiter zusammenzuarbeiten? Das ist genau das, was fehlt – probieren wir es einmal.»

Der Sozialarbeiter habe sich dann rasch etabliert. Als Teilnehmer an regelmässigen Besprechungen, Supervision und Fallbesprechungen «(...) hatten wir plötzlich einen Fachmann am Tisch, der auch die sozialen Fragen beantworten konnte. Früher musste man sagen, dass wir erst mal nachfragen müssen. Wir wissen es nicht.» Durch eine gemeinsame, ganzheitliche, ressourcen- und lösungsorientierte Grundhaltung habe sich die Arztpraxis insbesondere für komplexe Fälle einen Namen gemacht.

«Es hat wirklich dazu geführt, dass auch die jüngeren Hausärztinnen und Hausärzte der Praxis und unsere Studierenden sensibler hingehört haben, ob es soziale Probleme gibt. Denn gerade bei langwierigen und aufwändigen Fällen mit unklaren Beschwerden ist fast immer ein biopsychosoziales Problem vorhanden – entweder als Ursache oder als Folge.»

Niederschwellige Überweisung – breites Angebot

Die Überweisung zum Sozialarbeiter läuft nach gewohnter hausärztlichen Manier: Mit der Einwilligung der Patientin oder des Patienten wird ein Überweisungsformular ausgefüllt, das den Sozialarbeiter über Problemlage, Fragestellung und Dringlichkeit informiert. So einfach die Überweisung geregelt ist, so wichtig sind persönliche Aspekte. Eine Patientin mit wiederholt negativen Erfahrungen mit externen Sozialberatungen meint beispielsweise: «Er [der Hausarzt, a.d.R.] hat mir gesagt, ich könne Vertrauen haben zu Herrn Gerber. Das war das Ausschlaggebende. Es musste für mich nicht unbedingt ein Arzt sein, aber eine Vertrauensperson.»

In diesem Fall war die Vermittlung innerhalb der Gruppenpraxis deutlich einfacher als eine externe Lösung: «Da hatte ich nicht das Gefühl, ich bin dem ausgeliefert, sondern, das gehört zur Behandlung und da schaut man mal.» In einer Einzelpraxis hingegen «(...) ist für mich der grosse Unterschied, dass die Überzeugungsarbeit grösser sein muss (...). Dass der Arzt sich mehr engagieren muss, bis ich einen Schritt auf eine andere Person [einen externen Sozialarbeitenden a.d.R.] zu mache.»

Am häufigsten würden Patientinnen und Patienten im Erwerbsalter die sozialarbeiterischen Beratungen nutzen, speziell Menschen mit Migrationshintergrund, sagt Gerber. Diesbezüglich spiele der Sozialarbeiter eine wichtige Rolle, da Migrantinnen und Migranten eher wenig Vertrauen in Institutionen hätten. Sie benötigten jemanden, der entschleunige und Komplexität reduziere. Gerade wenn die Kommunikation erschwert sei, helfe der Sozialarbeiter «zu übersetzen und zu vernetzen». Vereinzelt kämen auch Menschen im Pensionsalter. Sie berate er häufig zu Renten- und Sozialversicherungsfragen. Weiter biete er Informationen und Abklärungen zum Sozialversicherungs- und Arbeitsrecht, Unterstützung bei Geldnöten und Schulden sowie Coaching.

Oftmals komme sein Sozialarbeiter zum Zug, wenn niemand zuständig sei, sagt Deppeler, bei spezifischeren Fragen vermittele er weiter. Für die Patientinnen und Patienten eröffne er oft auch eine zweite Option, stellt der Arzt fest. Als unabhängige Stelle schaffe er es, den Patientinnen und Patienten die verschiedenen Möglichkeiten aufzuzeigen und gebe ihnen Sicherheit, dass alle Hilfsmöglichkeiten ausgeschöpft werden: «Und mit Herrn Gerber habe ich gelernt: es gibt immer – wie in der Medizin auch – verschiedene Lösungen. Der Patient muss drei, vier Möglichkeiten vor sich haben, damit er die für ihn persönlich beste Lösung findet.»

Mehr Zeit für Medizinisches

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit wird von Depplers Arztkolleginnen in der Praxis sehr geschätzt. Eine Ärztin ist überzeugt, dass Patientinnen und Patienten mit sozialen Schwierigkeiten dadurch besser betreut werden: «Die Dinge, die ich erkenne, sind meistens nicht alle Faktoren, sondern ich erkenne vielleicht etwas.» Dieses «Etwas» sei vielleicht die drohende Wohnungskündigung, ein Jobverlust, eine Suchterkrankung oder Schulden. Da sie aber pro Patientin oder Patient grösstenteils nur 15 bis 30 Minuten Zeit habe, könne man nur einen kurzen Blick darauf werfen – «mehr liegt nicht drin».

Ein wesentlicher Vorteil des Sozialarbeiters im Haus sei, dass der «Brückenschlag» schon gemacht sei. Die Patientinnen und Patienten wüssten, es wird sich jemand bei ihnen melden. Früher habe man den «(...) Patienten eine Adresse von einer Beratungsstelle gegeben und häufig ist der Kontakt nicht wahrgenommen worden», meint die Ärztin. Die Hemmschwelle, selbst die Initiative zu ergreifen und ein Telefon in die Finger zu nehmen, sei zu gross gewesen, «(...) und dann bleibt einfach ein Haufen Zeug liegen». Auch der Einbezug der Angehörigen sei keine befriedigende Lösung, da diese mit der Aufgabe ebenfalls überfordert seien und dann plötzlich selbst mit Kopf- oder Rückenschmerzen in der Praxis auftauchten.

Heute könne sie sich besser auf das Medizinische konzentrieren: «(...) ich muss mich dann nicht mit Fragen beschäftigen, bei welchen ich mich nicht gut auskenne und ich nicht gut unterstützen kann, sondern kann mich mehr auf das konzentrieren, wo ich auch meine Kenntnisse habe». Dies entlaste sie auch ressourcenmässig.

«Es ist fragwürdig, jemanden mit ständigen Kopfschmerzen ins Inselspital und von MRI zu MRI zu schicken, ohne den Rest einmal anzuschauen. Ich denke, die Soziale Arbeit in der Praxis kostet nicht mehr, sondern spart eher Kosten, vor allem spart sie Ressourcen, bei den Mediziner*innen auch zeitlich».

Dies zeige sich beispielsweise darin, dass sie manchmal Monate nichts von Patientinnen und Patienten höre, wenn sie beim Sozialarbeiter waren und die sozialen Probleme angehen konnten. Ihr Arztkollege Deppeler erzählt von einem verzweiferten Patienten, der «(...) während Wochen bei uns wegen Kopf- und Rückenschmerzen [war], bis wir realisiert haben, dass eigentlich die Schuldenlast am meisten gedrückt hat.»

Berücksichtigung des ganzen Menschen

Die interne Überweisung von der Ärztin oder vom Arzt zum Sozialarbeiter wird von den Patientinnen und Patienten sehr geschätzt. Eine Patientin erklärt, dass sie dadurch nicht immer wieder «alles erklären» müsse, sondern jemanden habe, der sich Zeit für sie nehme und sie besser verstehe. Wichtig für das Gelingen sei aber auch die Sympathie, die Arbeitsweise und die Grundhaltung der Sozialarbeitenden.

«Ich weiss einfach, er hilft mir, aber ich muss auch mithelfen. Es ist gegenseitig. (...) Ich schätze an ihm, dass er klar spricht – fadengereade ins Gesicht sozusagen. Auch habe ich schon Praxen mit Massenabfertigung erlebt. Bei Salutomed und hier [in der Sozialberatung und Psychotherapie, a.d.R.] dagegen wird auf mich eingegangen, auf meine Wünsche, meine Ziele und meine Person. Sie sind wirklich nahe am Menschen.»

Die Wirkung der sozialen Beratung ist auch körperlich spürbar. Deppeler betont, dass die Patientinnen und Patienten nicht unterschätzt werden dürften. Sie merken sehr gut, welches die sozialen, die medizinischen oder die psychischen Probleme seien und dass alles miteinander zusammenhänge. Ein Patient schildert dies so: Die Sozialberatung «(...) nimmt auch Druck weg. Dann kann man wieder etwas mehr das Leben geniessen und man weiss, wie man finanziell dasteht. Das wirkt sich dann positiv auf die Gesundheit aus (...). Vor allem an der Psyche merkt man es.»

Fazit

Für viele Menschen ist die Hausärztin oder der Hausarzt eine wichtige Vertrauensperson. In dieser Schlüsselrolle steckt viel Potential, um soziale Probleme in einem sehr frühen Stadium zu erkennen und zu delegieren. Lange Wege über verschiedene Institutionen und soziale wie auch gesundheitliche Eskalationen können potentiell verhindert werden. Entsprechend ist die Beratung «unglaublich beruhigend für Institutionen mit Ansprüchen oder Forderungen an die Patientinnen und Patienten», meint Gerber. «Sie merken, da ist jemand dran und die werden begleitet. Das nimmt Druck aus der Situation.»

Natürlich birgt das Modell auch Risiken. Ein Grossteil des Erfolgs hängt von den Fachpersonen und einer gemeinsamen Grundhaltung und Wertebasis ab. Damit das jeweilige Fachwissen seine Wirkung entfalten kann, braucht es einen fruchtbaren Boden, der die interdisziplinäre Zusammenarbeit auf Augenhöhe ermöglicht. Zudem kommt der Return-on-investment nicht sofort. Es müssen in einer ersten Phase die Prozesse und die Kommunikationsabläufe definiert, die Verantwortlichkeiten, Zuständigkeiten und speziellen Kompetenzen erkannt und geklärt werden. Auch später, wenn die Zusammenarbeit etabliert ist, braucht es fortwährende Reflexion und Investitionen in die lernende Organisation. Diese zahlen sich aber aus und bringen eine Entlastung für alle: Für die Ärztinnen und Ärzte, die Patientinnen und Patienten sowie vermutlich auch für die Haushaltsbudgets. ■

Literatur:

- Butrym, Z. (1989). Health Care and Social Work – What Kind of Relationship? In R. Taylor & J. Ford, *Social Work and Health Care* (S. 21–32). London: Jessica Kingsley Publishers Ltd.
- Cerny, Th., Rosemann, Th., Tandjung, R. & Chmiel, C. (2016). Ursachen des Ärztemangels – ein Vergleich zwischen Frankreich und der Schweiz. *Praxis*, 105, 11, 619–636.
- Coullery, P., Oesch, Th. & Alder, M. (2018). Arm und krank – ein Leben lang? Eine koordinierte Gesamtpolitik für die Förderung gleicher Gesundheitschancen. *Social Impact*, 5, 2018. Abgerufen von https://www.bfh.ch/fileadmin/docs/forschung/bfh_zentren/Sosec/Social_Impact_5_2018_d.pdf
- Froidevaux, A. & Kilchenmann, Ch. (2016). Ein statistischer Rückblick auf 20 Jahre KVG. *Soziale Sicherheit, CHSS*, 3. Abgerufen von https://soziale-sicherheit-chss.ch/wp-content/uploads/2016/10/dCHSS_3_2016_Froidevaux_Kilchenmann.pdf
- Hünersdorf, B. & Huber, S. Die Rolle der Sozialen Arbeit in der Gesundheits- und Sozialpolitik. *SozialAktuell*. Abgerufen von http://www.avenirsocial.ch/sozialaktuell/sozial_aktuell_6910_6911.pdf
- Jobst D. & Joos S. (2014). Soziale Patientenangelegenheiten – eine Erhebung in Hausarztpraxen. *Z Allg Med*, 90, 12, 496–501.
- Kühne, K. (2017). Soziale Arbeit in der Schweiz. In Kreft & Mielenz «*Wörterbuch Sozialarbeit*» (8. Aufl., S. 854–861). Weinheim: Juventa Verlag.
- Loisl, D. & Puchner, R. (2008). *Diagnose Rheuma. Lebensqualität mit einer entzündlichen Gelenkerkrankung*. Wien: Springer.
- Lymbery, M. (1998). Social Work in General Practice: Dilemmas and Solutions. In *Journal of Interprofessional Care*. 12, 2.
- Rogers, Anne & Pilgrim, David. (2011). Medical Sociology and Its Relationship to Other Disciplines: The Case of Mental Health and the Ambivalent Relationship Between Sociology and Psychiatry. In Bernice A. Pescosolido: *Handbook of the sociology of health, illness, and healing. A blueprint for the 21st century* (S. 21–38). New York, NY: Springer Science+Business Media, LLC (Handbooks of sociology and social research)

In der Mitte der Gesellschaft: Inklusionsprojekte schaffen Perspektiven

Meist arbeiten Menschen mit Behinderungen in spezialisierten «Behindertenwerkstätten» abseits des ersten Arbeitsmarkts. Dass es auch anders geht, zeigen Betriebe, in denen Personen mit und ohne Behinderung gemeinsam tätig sind. Die BFH hat drei solche Betriebe unter die Lupe genommen.



Matthias von Bergen
Dozent
matthias.vonbergen@bfh.ch



Andrea Eggli
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
andrea.eggli@bfh.ch



Roger Pfiffner
Dozent
roger.pfiffner@bfh.ch

Die 2014 von der Schweiz unterzeichnete UNO-Behindertenrechtskonvention stellt die selbstbestimmte Lebensführung von Menschen mit Behinderungen ins Zentrum. Alle Menschen haben das Recht, gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Bisher gibt es jedoch eine Kluft zwischen dieser Vision eines selbstbestimmten Lebens für Menschen mit Behinderungen und der Realität. Dies zeigt sich auch in der Arbeitswelt, wo bis heute spezialisierte Sonderstrukturen für Menschen mit Behinderung dominieren. In einer Vergleichsstudie hat die BFH drei andersartige Fallbeispiele genauer untersucht: Hier arbeiten Menschen mit und ohne Behinderungen gemeinsam bei Arbeitgebern, die sich als inklusive Gastrobetriebe verstehen (zum Begriff Inklusion siehe Kasten S. 30).

Die Vergleichsstudie

Anhand der drei Betriebe untersuchte die BFH, was die Akteurinnen und Akteure in den jeweiligen Organisationen unter Inklusion verstehen, inwieweit sie diese in ihrem Betriebsalltag leben und wie der Arbeitsalltag von den Mitarbeitenden wahrgenommen wird. Darüber hinaus war von Interesse, wie die Betriebe organisiert und finanziert sind. Dadurch wurden Erfolgskriterien und Herausforderungen für die Umsetzung von Inklusionsprojekten herausgefiltert.

In einem ersten Schritt analysierten die Forschenden, was die drei Betriebe selbst verschriftlicht hatten. Darauf folgten in jedem Betrieb drei leitfadengestützte Interviews: Befragt wurden die Leiterin oder der Leiter der Betriebe sowie – im Rahmen von Gruppeninterviews – Mitarbeitende mit und ohne Behinderung.

Wieviel Inklusion soll es sein?

Die drei Betriebe spiegeln unterschiedliche Verständnisse und Intensitäten von Inklusion, die jeweils auch anders gelebt werden.

So wird im Betrieb A ein umfassendes Inklusionsverständnis deutlich, das sich auf die Behindertenrechtskonvention stützt. Der Betrieb sieht sein Wirken als Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel in Richtung einer vielfältigen Gesellschaft. Alle Beteiligten betonen, wie selbstverständlich für sie die Zusammenarbeit von Menschen mit und ohne Behinderung «auf Augenhöhe» sei. Im Restaurant A ist es normal von einer Person mit einer Beeinträchtigung bedient zu werden. Die Gäste kommen, weil sie das Restaurant «cool» finden, nicht weil sie etwas Gutes tun wollen. Mitarbeitende mit Behinderung schätzen, dass sie «arbeiten wie alle anderen». In diesem Betrieb wird zudem den Kontakten im Quartier und mit den benachbarten Unternehmen im Sinn der Vernetzung im Sozialraum Quartier besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So bezieht man etwa eine lokale Bäckerei mit ein, in der ein Mitarbeiter mit einer Behinderung das Brot abholt.

Im Betrieb B wird darauf Wert gelegt, dass die Mitarbeitenden mit Behinderungen viel Kontakt zu Kundinnen und Kunden des Cafés und des Ladens erleben. Im Zentrum steht die Freude an ihrer Tätigkeit und ihre Sichtbarkeit im öffentlichen Raum des Cafés, so finde ihre Arbeit «nicht hinter verschlossenen Türen» statt. Besonders wichtig sind für die Beteiligten die persönlichen Beziehungen und die familiäre Atmosphäre im Betrieb. Mitarbeitende mit und ohne Behinderung betonen das freundliche Klima und erleben das Café als öffentlichen Raum.



Arbeitsalltag im Sozialunternehmen C

Der Betrieb C setzt den Akzent auf die individuelle Förderung der Mitarbeitenden mit Behinderung. Hier geht es primär um die Schaffung von Tagesstrukturen und die Förderung des «selbständigen Denkens und Handelns». Im Betrieb C sind am ehesten Hierarchien spürbar. Die Mitarbeitenden ohne Behinderung übernehmen alle Führungsfunktionen und leiten ihre Mitarbeitenden, allesamt Menschen mit Behinderung, an. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Behinderung

schätzen die Kontakte im Team und mit den Gästen sowie die Erfahrung, «gebraucht zu werden». Zu den Höhepunkten der Tätigkeit gehöre es, an externen Anlässen im Service eingesetzt zu werden. Hier erhalte man besonders viel Wertschätzung und von den Gästen positive Rückmeldungen. Die Arbeit organisieren und verantworten im Betrieb C ausschliesslich Fachpersonen ohne Behinderung, die viel Rücksicht nehmen. Sie gehen stärker auf die individuellen Situationen der Unter- ►

Inklusionsbetriebe in der Arbeitswelt

Alle drei in der Vergleichsstudie untersuchten Betriebe sind im Gastronomiebereich tätig, bieten ihre Angebote im freien Markt an und beschäftigen sowohl Menschen mit Behinderung wie auch ohne Behinderung. Gleichzeitig unterscheiden sich die Profile der Betriebe und bilden damit die Vielfalt der inklusiven Arbeits-Settings für Menschen mit Behinderungen gut ab.

Der Betrieb A ist erst vor wenigen Jahren gegründet worden und versteht sich als «Genuss- und Begegnungsort» und ausdrücklich als «Inklusionsprojekt». Sein Ziel ist es, den Mehrwert einer vielfältigen Gesellschaft verstehbar und konkret greifbar zu machen. Junge Menschen mit und ohne Behinderung sollen zu einem selbstbestimmten Leben mitten in der Gesellschaft befähigt werden. Das Unternehmen A betreibt ein Restaurant mit Bar und führt regelmässig kulturelle Aktivitäten durch.

Der Betrieb B ist ebenfalls noch jung. Er bietet ein Café mit angeschlossenem Laden an, wo selbstgefertigte Patisserieprodukte angeboten werden. Sein Ziel ist, Ausbildungs- und Arbeitsplätze für Jugendliche mit Beeinträchtigungen, besonders mit kognitiven Einschränkungen, anzubieten. Auch hier arbeiten Menschen mit Behinderungen bei der Herstellung und im Verkauf von Backwaren sowie im Service mit.

Der Betrieb C ist Teil eines grösseren Sozialunternehmens, das sich auf eine breite Palette von Angeboten für Menschen mit Behinderungen im Arbeitsbereich spezialisiert hat. Das Unternehmen C betreibt ein grösseres Personalrestaurant für die eigenen Mitarbeitenden und für Mitarbeitende der umliegenden Betriebe. Es wird auch ein Catering-Service angeboten, wo Menschen mit und ohne Behinderungen mitarbeiten.



Betrieb B bietet Ausbildungs- und Arbeitsplätze für junge Menschen mit Beeinträchtigungen.

Von der Integration zur Inklusion

Der Begriff «Inklusion» ist abgeleitet von «inklusiv», das heisst «einschliesslich» oder «dazugehörig». Anders als Integration, die eine Wiedereingliederung von Ausgegrenzten ermöglicht, geht Inklusion von der Gleichwertigkeit aller Menschen in der Gesellschaft aus. Wer gleichwertig ist, muss nicht in bestehende Systeme eingegliedert werden, sondern hat ein Recht auf volle Einbeziehung in der Gemeinschaft und auf Teilhabe.

Die Definition von Inklusion, die sich an die UNO-Behindertenrechtskonvention anschliesst, wird als «gleichberechtigte Teilhabe in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens» definiert (Reich 2012). Sie basiert auf der Grundlage der Verwirklichung von Menschenrechten für alle und verbindet die Erweiterung von Teilhabechancen «mit den Prinzipien einer auf Partizipation und Selbstbestimmung verbunden Lebensplanung» (Kuhlmann et al, 2018). Insofern hat Inklusion im Sinn der UNO-Behindertenrechtskonvention auch eine gesellschaftspolitische Stossrichtung. Sie geht davon aus, dass alle Menschen unterschiedlich sind und dass jede Person mitbestimmen und mitgestalten darf.

Teilhabe realisiert sich konkret in alltäglichen Aktivitäten und im gleichberechtigten Zugang zu allen wichtigen Lebensbereichen, etwa bezüglich Mobilität, Kommunikation und Information, Bildung oder auch im Bereich der Arbeit. Die Erwerbsarbeit hat in unserer Gesellschaft eine zentrale Bedeutung. Aus diesem Grund sind Teilhabechancen in diesem Bereich auch für Menschen mit Beeinträchtigungen besonders wichtig.

stellten ein, als dies in der «freien Wirtschaft» der Fall ist. Der Betrieb C stellt damit stärker ein Sondersetting für Menschen mit Behinderung dar, auch wenn die Mitarbeitenden mit und ohne Behinderung eng zusammenarbeiten und Menschen mit Behinderungen in der Öffentlichkeit sichtbar werden.

Geschäftsmodelle zwischen dem ersten und zweiten Arbeitsmarkt

Die drei Betriebe folgen verschiedenen Geschäftsmodellen. Während sich die Betriebe A und B allein über den Verkauf ihrer Produkte und Dienstleistungen sowie über Spenden finanzieren, verfügt der Betrieb C über eine Mischfinanzierung aus Erträgen aus dem Gastrobetrieb sowie dem staatlichen Beitrag aus einem Leistungsvertrag mit dem Kanton. Alle positionieren sich in spezifischen, zu ihrem Umfeld passenden Segmenten der Gastronomie und beschäftigen Bezügerinnen und Bezüger von Invalidenrenten. Alle verfolgen das Ziel, den Kundinnen und Kunden hochwertige Dienstleistungen zu bieten.

Inwieweit Geschäftsmodelle, Betriebskonzepte und Verständnis von Inklusion mit der Organisationsform zusammenhängen, konnte im Rahmen des Projekts nicht vertieft werden. Auffallend ist immerhin, dass die beiden «Start-Up»-Betriebe A und B in Bezug auf den Inklusionsgrad weiter gehen als der deutlich ältere Betrieb C. Deutlich wird dies insbesondere beim Betrieb A, der verschiedene Akteurinnen und Akteure des Quartiers als Ressource für die Inklusion miteinbezieht.



Der Gastrobetrieb A führt ein Restaurant mit Bar und kulturellen Aktivitäten.

Was sind Voraussetzungen und Stolpersteine für den Erfolg?

Auf Basis der Vergleichsstudie lassen sich mögliche Spannungsfelder identifizieren, welche in inklusiven Arbeitssettings entstehen können. So stellt sich die Frage, bis zu welchem Grad Menschen mit und ohne Behinderung gleichbehandelt werden sollen, beispielsweise bezüglich Anforderungen, die sich im Arbeitsalltag stellen. Wie viel Sonderbehandlung in stressigen Arbeitssituationen ergibt für Menschen mit Behinderung Sinn? Tatsache ist, dass alle untersuchten Betriebe «Schutzräume» anbieten, ihr Umfang sich aber stark unterscheidet.

Wie kann der Übergang von «Inklusionsprojekten» in den ersten Arbeitsmarkt erfolgreich gestaltet werden? Was braucht es, um Unternehmen im ersten Arbeitsmarkt davon zu überzeugen, Mitarbeitende mit Beeinträchtigungen einzustellen und langfristig zu beschäftigen? Was heisst «Sozialraumorientierung» konkret? Wie können sich Inklusionsbetriebe im Quartier vernetzen, um ihren Ansatz über ihr Projekt hinaus zu leben?

Aus der Untersuchung wird deutlich, dass offene Kommunikation zwischen den Mitarbeitenden und faires Teamwork, eine gute Führung (zielorientiert, flexibel, transparent, kooperativ), aber auch geeignete Organisationsstrukturen zu den Voraussetzungen gehören, damit Inklusion gelingt.

Zu den Stolpersteinen für Inklusionsprozesse kann das soziale Umfeld der Mitarbeitenden mit Behinderung (etwa die Einmischung und Interventionen der Eltern) werden, aber auch die Organisationskultur, wenn diese nicht auf Gleichberechtigung, Partizipation, Offenheit

und Respekt beruht. Nicht zuletzt erweisen sich die bestehenden Strukturen und Finanzierungssysteme als Hindernisse, die heute zum grössten Teil noch auf die Unterstützung von separierenden «Einrichtungen» ausgerichtet sind.

Ausblicke auf weitere Forschungsfragestellungen

Aus den Ergebnissen entstehen spannende Fragestellungen für weitere Forschungsprojekte. Welches sind die gesellschaftlichen Voraussetzungen für erfolgreiche Inklusionsprojekte? In welchen Settings hat Inklusion die grösste Wirkung? Welche konkreten Unterstützungsangebote benötigen Projekte, die sich mit Inklusion beschäftigen? Und ein Punkt wurde von den am Projekt beteiligten Vertreterinnen und Vertretern der Praxisorganisationen besonders hervorgehoben: mit welchen Mitteln kann der Austausch und das «gemeinsame Lernen» von Betrieben, die sich mit dem Thema Inklusion beschäftigen, gefördert werden? ■

Literatur:

- Kuhlmann, Carola, Mogge-Grotjahn, Hildegard & Balz, Hans-Jürgen. (2018). *Soziale Inklusion. Theorien, Methoden, Kontrollversen*. Stuttgart: W. Kohlhammer
- Kunze, Axel Bernd. (2017). Vielfalt als Normalfall? Inklusion als interpretierendes Prinzip. *Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete*. Dezember 2017, 457–462
- Reich, Kersten. (2012). *Inklusion und Bildungsgerechtigkeit*. Weinheim/Basel: Beltz
- Agile.ch. (2017). Schwerpunkt Assistenz am Arbeitsplatz: das Recht sich helfen zu lassen. *«Behinderung & Politik»*. 3/2017
- behindertenrechtskonvention.info

Aktuelles

Dienstleistung

Pilotprojekt «Stellenvermittlung plus» in Langenthal

Klientinnen und Klienten, die vom Sozialdienst über Beschäftigungs- und Integrationsangebote in (Lehr-) Stellen vermittelt werden, kehren oft nach kurzer Zeit wieder in die Sozialhilfe zurück. Die Gründe, die zu Schwierigkeiten und Abbrüchen führen, sind vielfältig. Besonders betroffen sind Jugendliche und junge Erwachsene. Das von der Stadt Langenthal finanzierte Pilotprojekt «Stellenvermittlung Plus» unterstützt deshalb diese Zielgruppe während der Lehre oder einer anderen Anschlusslösung mit einem zeitlich beschränkten Coaching.

Ziel ist es, im Sinn des Konzepts «Supported Education and Employment», die Anzahl der Vermittlungen von Lehr- und Arbeitsstellen zu erhöhen, Lehrabbrüche zu reduzieren und mehr dauerhafte Anschlusslösungen zu erreichen. Das Projekt soll auch gesellschaftspolitisch positiv wirken, indem die Sozialhilfe entlastet und die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft gefördert wird.

Die BFH begleitet das kürzlich gestartete Pilotprojekt, das im Jahr 2020 abgeschlossen wird, und wertet die Ergebnisse aus.

Kontakt:

Matthias von Bergen, matthias.vonbergen@bfh.ch

Projekträger:

Verein «maxi.mumm», maximumm.ch

Forschung



Soziale Qualität messen

Was eigentlich ist das «Soziale» an sozialen Organisationen? Welche Wirkungen sollen soziale Organisationen erzielen und wie können diese gemessen werden? BFH-Expertinnen und -Experten führten zur Beantwortung dieser Fragen eine systematische Literaturanalyse durch und konnten die Ergebnisse allen vier Bedingungen sozialer Qualität nach Van Der Maesen und Alan Walker zuordnen (2011). Diese sind «sozialer Zusammenhalt», «sozio-ökonomische Sicherheit», «soziale Inklusion» sowie «soziales Empowerment» und ermöglichen zusammen das soziale Zusammenleben in Gesellschaften. Die Ergebnisse zeigen, dass das «Soziale» von sozialen Organisationen sehr gut mit allgemeinen gesellschaftlichen Zielen korrespondiert und an ihnen systematisiert und gemessen werden kann. Die Ergebnisse der Studie werden in einer der nächsten «impuls»-Ausgaben publiziert.

Kontakt:

René Rüegg

Wissenschaftlicher Mitarbeiter

rene.rueegg@bfh.ch

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Führung und Organisation		
Führung und Ethik in Non-Profit-Organisationen [neu]	28./29. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MAN-15
Umgang mit Veränderungen – Von der starren zur agilen Organisation [neu]	16. Mai 2019, 13.30–17.00 Uhr	K-MAN-17
Auftrittskompetenzen von Führungspersonen [neu]	11./12./13. Juni 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MAN-16
The Self as an Instrument [neu]	20./21./22. Juni 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-MAN-11
Kurse zum Thema Schulsozialarbeit und Jugendarbeit		
Führen von Schulsozialarbeitenden	25./26. Februar 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-16
Krisenintervention mit der Methode des Themenzentrierten Theaters TZT®	1.5 Tage, 8. April und 17. Mai 2019	K-SSA-14
Schulsozialarbeit in Kindergarten und Unterstufe	11./12. April 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-4
Zu weit weg – zu nah – Prävention von sexuellen Übergriffen	9. Mai 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-8
Mut zu Elternarbeit und Elternbildung	7. Juni 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-9
Schulsozialarbeit: Profil und methodische Vielfalt gewinnen	4 Tage, August bis November 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SPE-16
Schulsozialarbeit und Jugendarbeit und Neue Medien	11. November 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-5
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	20./21. November 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-9
Umgang mit komplexen Konflikten, Ausgrenzung und Gewalt in Schulen	2. Dezember 2019, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-11
Kurse zum Thema Qualitätsentwicklung		
Lean Management im Sozial- und Gesundheitswesen	11. April 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-QM-29
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Führungskompetenzen	August 2019 bis Juni 2020	C-SOZ-3
CAS Organisationen im Wandel	Start Oktober 2019	C-MAN-4
CAS Konfliktmanagement	November 2019 bis Dezember 2020	C-SOZ-8
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Integratives Management	Einstieg jederzeit möglich	M-MAN-1

soziale-arbeit.bfh.ch

Unterstützt in die Selbstständigkeit: Jugendliche und junge Erwachsene in der Sozialhilfe



Prof. Dr. Michelle Beyeler
Leiterin Schwerpunkt Soziale Sicherheit
michelle.beyeler@bfh.ch

Jugendliche und junge Erwachsene gelten als Risikogruppe in der Sozialhilfe. Eine nähere Betrachtung der Statistiken im aktuellen Kennzahlenvergleich zeigt auf, wie wichtig eine differenzierte Betrachtung dieser Altersgruppe ist: Ihre Lebenssituationen unterscheiden sich stark und verändern sich rasch.

Die Sozialhilfequote gibt an, wie gross der Anteil Personen im Vergleich zur Wohnbevölkerung ist, der Sozialhilfe bezieht. Diese wichtige Kennzahl der Sozialhilfe ist ein Indikator für das Sozialhilferisiko. Vergleicht man die Sozialhilfequoten verschiedener Altersgruppen fällt das klar erhöhte Sozialhilferisiko Minderjähriger auf. Kinder und Jugendliche sind in der ganzen Schweiz und in den 14 Vergleichsstädten des Kennzahlenberichts bedeutend häufiger auf Sozialhilfe angewiesen als alle anderen Altersgruppen.

Auch die jungen Erwachsenen (18–25 Jahre) gelten als Risikogruppe. Allerdings liegt die Sozialhilfequote dieser Altersgruppe in verschiedenen Städten unter derjenigen des Bevölkerungsdurchschnitts – beispielsweise in Bern oder Biel. Was kennzeichnet diese Altersgruppe? Im Rahmen der jährlichen Berichterstattung zur Sozialhilfe in Schweizer Städten der Städteinitiative Sozialpolitik hat die BFH genauer hingeschaut (Beyeler et al. 2018). Wie die Analysen zeigen, ist ein differenziertes Bild dieser Altersgruppe nötig: Die Situationen junger Erwachsener in der Sozialhilfe sind sehr unterschiedlich und dementsprechend unterscheidet sich auch der Unterstützungsbedarf.

Familiäre Ausgangslage

Kinder und Jugendliche beziehen Sozialhilfe, weil die finanzielle Situation ihrer Eltern nicht ausreicht, um den Familienunterhalt unabhängig zu sichern. Grund dafür sind einerseits die höheren Kosten von Haushalten mit Kindern. Andererseits reduzieren sich die Einkommensmöglichkeiten der Eltern aufgrund der Kinderbetreuungszeiten. Betroffen sind vor allem Kinder, deren Eltern getrennt leben, Kinder aus grossen Familien und solche, deren Eltern aufgrund fehlender Bildungs- oder Sprachressourcen kein oder nur ein tiefes Einkommen erzielen.

In den meisten Fällen sind junge Erwachsene mit 18 noch nicht finanziell unabhängig. Um ein selbstständiges Leben führen zu können, müssen sie zuerst in ihre Ausbildung investieren. Es braucht Anstrengungen und Motivation, um den Eintritt in eine Ausbildung zu schaf-

fen, die Ausbildung abzuschliessen, auch bei Misserfolgen dranzubleiben und schliesslich den Eintritt ins Berufsleben zu meistern. In dieser Phase sind junge Menschen weiterhin auf finanzielle Unterstützung sowie Begleitung angewiesen. Können ihre Eltern diese Unterstützung in der einen oder der anderen Form nicht gewährleisten, ist es oft die Sozialhilfe, die unterstützt.

Verschiedene Lebenssituationen

Die Zeit zwischen 18 und 25 bringt viele weitere Veränderungen mit sich. Neben der Ausbildung sind dies der Übergang in eine berufliche Tätigkeit, das Ausziehen aus dem Elternhaus, die Sorge für eine eigene Familie. Die Lebenssituationen in dieser Altersgruppe sind sehr verschieden und damit auch die Gründe, warum jemand aus dieser Altersgruppe auf Sozialhilfe angewiesen sein kann. Diese unterschiedlichen Voraussetzungen des Sozialhilfebezugs zeigen sich bei einer Reihe von Merkmalen: Während die meisten der 18-jährigen Sozialhilfebeziehenden zuhause leben, sind fast ein Drittel der 25-jährigen alleinlebend und weitere knapp 30% der 25-jährigen Sozialhilfebeziehenden lebt mit Kindern, Partnerin oder Partner zusammen.

Der Anteil der Personen auf dem Arbeitsmarkt (Arbeitslose oder Working Poor) nimmt von 33% (18-Jährige) auf 55% (25-Jährige) zu. Parallel dazu sinkt der Anteil Sozialhilfebeziehender in Ausbildung von 50% (18-Jährige) auf 8% (25-Jährige). Der Anteil derjenigen Sozialhilfebeziehenden, die primär im Haushalt tätig sind, erhöht sich von 1% (18-Jährige) auf 8% (25-Jährige). Rund 24% der 25-jährigen Sozialhilfebeziehenden haben Kinder, bei den 18-jährigen Sozialhilfebeziehenden sind Kinder kaum ein Thema.

Lange Bildungswege und Verzögerungen

Je älter eine Person ist, desto mehr Chancen bieten sich ihr, eine Ausbildung abzuschliessen und eine eigene Existenz aufzubauen. Zeit ist deshalb ein wichtiger Faktor für das sinkende Sozialhilferisiko von jungen Erwachsenen (siehe Grafik 1).

Grafik 1: Sozialhilfequoten nach Altersjahren (15–25) und Nationalität 2017 (in 14 Städten)



Quelle: BFS, Sozialhilfestatistik

Wie Grafik 1 verdeutlicht, nimmt das Sozialhilferisiko von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit zunehmendem Alter stark ab. Im Durchschnitt ist das Sozialhilferisiko der 15-Jährigen doppelt so hoch, wie dasjenige der 25-Jährigen. Bei ausländischen 15-Jährigen ist das Sozialhilferisiko sogar mehr als drei Mal höher als das ausländischer 25-Jähriger. Ausländische Jugendliche wachsen viel häufiger in einer Familie auf, die auf Sozialhilfe angewiesen ist. Bei den ausländischen 25-Jährigen ist das Sozialhilferisiko nur noch geringfügig höher als das der gleichaltrigen Schweizerinnen und Schweizern.

Die Bildungswege in der Schweiz dauern oft lange. Dies zeigen die systematischen Analysen der Bildungsverläufe des Bundesamts für Statistik (BFS, 2016; 2018). Zwar gelingt es der grossen Mehrheit aller Schulabgängerinnen und Schulabgänger in der Schweiz eine zertifizierende Ausbildung auf Sekundarstufe II (Berufsschule oder Mittelschule) anzutreten, aber rund 12% nehmen den Umweg über eine Übergangsausbildung, beispielsweise ein berufsvorbereitendes Schuljahr oder ein Brückenangebot.

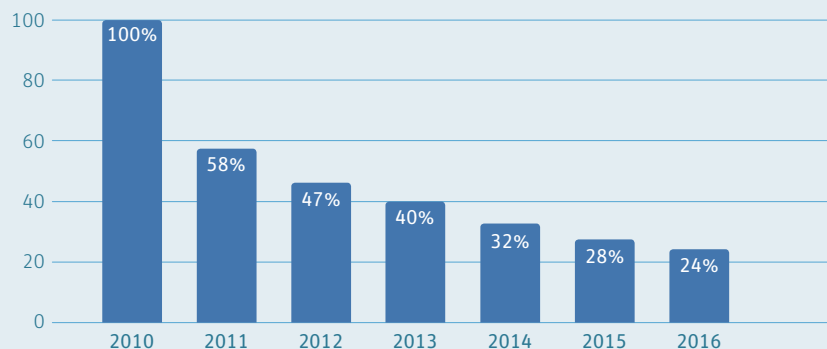
Der Weg bis zum Abschluss verläuft nicht immer direkt. Mehr als ein Viertel aller Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die eine Ausbildung auf Sekundarstufe II beginnen, verzeichnet mindestens ein kritisches Ereignis in Form einer Repetition, eines Scheiterns beim Zertifizierungsverfahren, einer Umorientierung oder eines (temporären) Austritts aus dem Bildungssystem. Die Wahrscheinlichkeit eines verzögerten Abschlusses erhöht sich deutlich, wenn die Eltern über wenig Bildungsressourcen verfügen. Auch im Ausland geborene junge Menschen mit ausländischer Nationalität sind viel häufiger von den erwähnten kritischen Ereignissen betroffen.

Existenzsichernde Stipendien entlasten

Es sind demnach vor allem die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, deren Eltern über wenig materielle Ressourcen verfügen, die auf dem Weg in die Selbständigkeit oft länger auf finanzielle Unterstützung angewiesen sind. Sofern keine existenzsichernden Ausbildungsbeiträge verfügbar sind, ist es relativ häufig die Sozialhilfe, die einspringt: In den untersuchten Städten absolvieren rund 50% der unterstützten 18-jährigen Sozialhilfebeziehenden eine Ausbildung. Auch bei den unterstützten 21-Jährigen sind immer noch eine von fünf Personen in einer Ausbildung.

Im Städtevergleich zeigt sich, dass sich in Bern und Biel das Sozialhilferisiko der Altersgruppe der 18 bis 25-Jährigen seit 2013 besonders ausgeprägt verringert hat, während es in anderen Städten eher stagniert oder sogar ansteigt. Positiv dürfte sich im Kanton Bern unter anderem die Reform der Ausbildungsbeitragsverordnung von 2012 auswirken, die existenzsichernde Stipendien für jungen Erwachsene in Ausbildungen ermöglicht. ▶

Grafik 2: 17-jährige Sozialhilfebeziehende im Jahr 2010 in 14 Städten: Anteil mit Sozialhilfebezug in den Folgejahren und Verteilung der Bezugsjahre



2010		
Jahre mit Bezug	Anzahl Personen	Anteil
1 Jahr	163	27%
2 Jahre	93	15%
3 Jahre	92	15%
4 Jahre	84	14%
5 Jahre	68	11%
6 Jahre	57	9%
7 Jahre	50	8%
Total	607	100%

2016		
Jahre mit Bezug	Anzahl Personen	Anteil
2 Jahre	5	3%
3 Jahre	10	7%
4 Jahre	22	15%
5 Jahre	20	14%
6 Jahre	37	26%
7 Jahre	50	35%
Total	144	100%

Grafik 2 zeigt den Mehrjahresverlauf im Sozialhilfebezug von 17-jährigen Sozialhilfebeziehenden im Jahr 2010. Diese Auswertung basiert auf einer Verknüpfung der jährlichen Schweizer Sozialhilfestatistik des Bundesamts für Statistik.

Fragiler Weg in die Selbstständigkeit

Junge Erwachsene sind aus sehr unterschiedlichen Gründen auf finanzielle Unterstützung angewiesen. Während für einen Teil vor allem die materielle Existenzsicherung während der Ausbildungsphase oder der frühen Elternschaft im Zentrum steht, haben andere gesundheitliche Probleme oder Schwierigkeiten beim Einstieg in den Arbeitsmarkt. Zudem ändern sich in dieser Lebensphase die Lebenssituationen oft rasch und einschneidend, zum Beispiel wenn die Ausbildung abgebrochen wird, eine Ausbildung aufgenommen wird, die Beziehung scheitert oder eine Verdienstmöglichkeit wegfällt. Ganz unabhängig davon, welche Wege die jungen Erwachsenen wählen, müssen sie sich erst mit ihrer neuen Verantwortung für sich selbst und unter Umständen auch für Kinder, Partner oder Partnerin zurechtfinden.

Immer kann es auf dem Weg zur Selbstständigkeit zu Situationen kommen, in denen junge Menschen noch nicht oder nicht mehr aus eigenen Mitteln über die Runden kommen. Dies gilt für Jugendliche, die mit ihren Eltern in finanziell engen Verhältnissen aufgewachsen sind, genauso wie für Jugendliche, deren Eltern finanzielle Sicherheit garantieren können. Wenn Jugendliche aber in finanziell engen Verhältnissen in die Übergangsphase starten, besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, dass ihre Eltern sie im jungen Erwachsenenalter nicht unterstützen können.

Mehrjahresverlauf in der Sozialhilfe

Grafik 2 zeigt den Mehrjahresverlauf von Personen, die im Jahr 2010 17 Jahre alt waren und Sozialhilfe bezogen haben. Dargestellt ist jeweils der Anteil der Personen dieser Ausgangskohorte, der bis 2016 weiterhin oder erneut auf Sozialhilfe angewiesen ist. Ein Jahr später beziehen noch 58% der Personen der Ausgangskohorte Sozialhilfe. Zwei Jahre später sind rund die Hälfte immer noch oder erneut auf Sozialhilfe angewiesen. Sechs Jahre später beziehen 24% der betrachteten Kohorte immer noch oder erneut Sozialhilfe. Jugendliche, die im Übergang zum Erwachsenenalter, in einer Familie mit Unterstützungsbedarf durch die Sozialhilfe leben, haben in der Folge demnach ein deutlich erhöhtes Risiko, auch oder wieder auf Sozialhilfe angewiesen zu sein. Dieses Risiko verringert sich zwar mit jedem Altersjahr, es ist aber mit 23 Jahren immer noch gut vier Mal höher als das Sozialhilferisiko der 23-Jährigen im Durchschnitt.

Dauerbezug ist selten

In Grafik 2 ist weiterhin ausgewiesen, in wie vielen der sieben Beobachtungsjahre die 607 Personen der Ausgangskohorte jeweils Sozialhilfe bezogen haben (Tabelle links). Gut ein Viertel (27%) der Personen, die mit 17 Jahren in einem Haushalt mit Sozialhilfebezug gelebt haben, weisen in den nachfolgenden sechs Jahren keinen Sozialhilfebezug aus. Weitere 30% werden nach der

Volljährigkeit noch in einem oder höchstens zwei weiteren Jahren unterstützt. Ein Drittel der Ausgangskohorte ist nach 2010 noch drei bis fünf weitere Jahre mit Sozialhilfe unterstützt worden. 50 Personen, das heisst 8% der Ausgangskohorte, beziehen in allen sechs Folgejahren und damit ohne Unterbruch Sozialhilfe.

Interessant ist auch die Verteilung der Bezugsjahre der 144 Personen aus der Ausgangskohorte, die 2016 ebenfalls Sozialhilfe bezogen haben (rechte Tabelle in Grafik 2). Zwar verzeichnen zwei Drittel dieser Personen mindestens einmal einen Unterbruch im Sozialhilfebezug, in der Tendenz handelt es sich aber um Personen mit relativ vielen Bezugsjahren.

Motivation und Coaching

Auf dem Weg und den Umwegen durch die Ausbildungs- und beginnende Erwerbsarbeitszeit benötigt ein Teil der jungen Menschen enge Begleitung durch Fachpersonen. Um Jugendliche und junge Erwachsene gezielt zu unterstützen, die zum Beispiel die Grundausbildung verweigert oder abgebrochen haben, Suchtmittel konsumieren oder ein konfliktbehaftetes Verhältnis zu den Eltern aufweisen, haben viele Städte und Kantone spezielle Angebote aufgebaut.

Zentrale Massnahmen dieser Angebote sind unter anderem ein individuelles Langzeit-Coaching sowie eine gute Koordination der involvierten Fachstellen. Beispiele solcher Angebote sind «Coaching 16:25» (Zürich), das «SEMO Plus» Bern, oder das «Trampolin» (Winterthur). Zur gezielten Unterstützung eines qualifizierten Berufseinstiegs junger Frauen, die noch vor Abschluss einer Erstausbildung Mutter geworden sind, gibt es an ver-

schiedenen Orten Angebote, wie das «Projekt Junge Mütter» der Stadt Bern oder das Programm «AMIE – Berufseinstieg für junge Mütter» in Basel.

Fokus auf Prävention und individuelle Bedürfnisse

Aufgrund der unterschiedlichen Lebenssituationen ist ein Fokus auf individuelle Bedürfnisse und Qualifizierung zielführend, um Jugendliche und junge Erwachsene auf dem Weg in die wirtschaftliche Selbstständigkeit zu begleiten. Gleichzeitig bleiben präventive Massnahmen wichtig. Kinder, die in Familien mit wenig Bildungsressourcen aufwachsen, haben bereits in der obligatorischen Schule häufiger Mühe. Dies erhöht die Wahrscheinlichkeit, die Ausbildung abzubrechen oder gar nicht erst anzutreten. Frühe Förderung (zum Beispiel qualitativ hochwertige familienexterne Betreuung) oder integrative Schulsysteme können dazu beitragen, die Chancen dieser Kinder zu verbessern. Die Sozialhilfe kann insofern einen Beitrag leisten, indem sie gezielt auf Kinder unterstützter Familien zugeht und nötige Fördermassnahmen vermittelt sowie mitfinanziert. ■

Literatur:

- Beyeler, Michelle, Salzgeber, Renate, Oesch, Thomas & Schuwey, Claudia (2018). *Kennzahlenvergleich zur Sozialhilfe in Schweizer Städten*. Berichtsjahr 2017, 14 Städte im Vergleich. Städteinitiative Sozialpolitik/Berner Fachhochschule.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2016). *Der Übergang am Ende der obligatorischen Schulzeit. Längsschnittdatenanalysen im Bildungsbereich*. Ausgabe 2016. Neuchâtel: BFS.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2018). *Bildungsverläufe auf Sekundarstufe II. Längsschnittdatenanalysen im Bildungsbereich*. Ausgabe 2018. Neuchâtel: BFS.



Aktuelles

Forschung

Studie zur Gesundheit von Sozialhilfebeziehenden

Sozialhilfebeziehende sind stark durch gesundheitliche Belastungen betroffen, was ihre Erwerbschancen vermindert und sich auf ihre Gesundheitsausgaben auswirkt. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) beabsichtigt deshalb in Zusammenarbeit mit der SKOS, bei Sozialhilfebeziehenden die gesundheitlichen Probleme und deren Verläufe zu untersuchen. Konkret soll etwa geklärt werden, wie gut ihr Gesundheitszustand ist, wie oft sie medizinische Leistungen in Anspruch nehmen oder ob es Barrieren beim Zugang zu diesen Leistungen gibt. Auch allfällige gesundheitlich bedingte Hindernisse bei der Integration in den Arbeitsmarkt sollen erforscht werden.

Das BAG hat nun die BFH beauftragt, in einem ersten Schritt mögliche Datenquellen für die Untersuchung dieser Fragestellungen zu prüfen. Die BFH evaluiert deshalb, welche der vorhandenen Datenquellen sich eignen, um Fragestellungen im Bereich «Gesundheit und Sozialhilfe» zu untersuchen. Zu diesem Zweck werden auch erste Analysen durchgeführt.

Kontakt:
Oliver Hümbelin
oliver.huembelin@bfh.ch

Robert Fluder
robert.fluder@bfh.ch

Projekt zur Schadenminderungspflicht in der Invalidenversicherung

Das schweizerische Sozialversicherungsrecht verpflichtet die versicherte Person, alles ihr Zumutbare zu unternehmen, um die Dauer und das Ausmass einer Arbeitsunfähigkeit zu verringern und so den Eintritt der Invalidität zu verhindern. Dieser Grundsatz konkretisiert sich unter anderem darin, dass die IV-Stelle im Zusammenhang mit einer Leistung (zum Beispiel Rente, Eingliederungsmassnahme) der versicherten Person Auflagen machen kann. Damit fordert sie die versicherte Person zu einer bestimmten Verhaltensweise auf, welche gemäss der IV-Stelle geeignet ist, den Schaden zu mindern. Das BFH-Zentrum Soziale Sicherheit untersucht nun in Kooperation mit dem Büro Vatter im Auftrag des Bundesamts für Sozialversicherungen, wie häufig und in welchen Konstellationen die kantonalen IV-Stellen das Instrument der Auflage zur Leistungsgewährung im Rahmen der Schadenminderungspflicht einsetzen. Mit einer Umfrage wird zudem analysiert, wie sich solche Auflagen auf die versicherten Personen auswirken.

Kontakt:
Tobias Fritschi
tobias.fritschi@bfh.ch

Peter Neuenschwander
peter.neuenschwander@bfh.ch

Wohnangebote für Menschen mit Behinderungen

In der Schweiz sind die Wohnangebote für Menschen mit Behinderungen sehr vielgestaltig. Sie reichen von stationären Einrichtungen über Wohncoaching bis zu unterschiedlichen Angeboten des betreuten und begleiteten Wohnens. Zudem sind diese Angebote und deren Finanzierung in den Kantonen zum Teil unterschiedlich ausgestaltet. Eine systematische Übersicht fehlt bisher.

Im Auftrag des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV) führt die BFH gemeinsam mit externen Partnern eine Bestandesaufnahme des Wohnangebots für Menschen mit Behinderungen durch. Das Projekt wird den Bestand und die Nutzung des Wohnangebots für Menschen mit IV-Leistungen in den Kantonen systematisch erheben. Darüber hinaus wird analysiert, welche Akteure an der Bereitstellung und Finanzierung des Angebots beteiligt sind.

Kontakt:
Matthias von Bergen
matthias.vonbergen@bfh.ch

Projektpartner:
Interface, interface-pol.ch
Evaluanda, evaluanda.ch

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Sozialberatung, Sozialhilfe und Sozialversicherungen sowie Arbeitsintegration		
Fachkurs Arbeitsintegration	Februar bis Mai 2019, 08.45–16.45 Uhr	K-SOZ-28
Fachkurs Sozialberatung	Mai bis Juni 2019, 9.15–16.45 Uhr	K-SOZ-39
Fachkurs Sozialversicherungsrecht	Beginn mit jedem Kurs Einführung Sozialversicherungsrecht	K-SVE-2
Fachkurs Methodisches Handeln mit Risikogruppen	August bis Oktober 2019	K-SOZ-26
Einführung Sozialversicherungsrecht	11./12. und 25./26. Juni 2019	K-REC-1
Beratung von jungen Erwachsenen	21./22. und 28. August 2019, 09.15–16.45 Uhr	K-SPE-2
Ansprüche auf Ergänzungsleistungen	Daten 2019 offen	K-SOZ-38
Beratung von Menschen mit psychischen Problemen	18./19. und 25. September 2019, 9.15–16.45 Uhr	K-SOZ-27
Beratung von Menschen mit Migrationshintergrund	23./24. und 30. Oktober 2019, 9.15–16.45 Uhr	K-SOZ-29
Einführung Sozialhilfe	Oktober bis Dezember 2019	K-SOZ-22
Ansprüche gegenüber Pensionskassen	11./12. Dezember 2019, 9.15–16.45 Uhr	K-SOZ-34
Ansprüche gegenüber der Invalidenversicherung	Daten offen	K-SOZ-32
Kurse zum Thema Opferhilfe		
Fachkurs Opferhilfe	Januar bis Oktober 2020	K-SPE-1
Einführung in die Opferhilfe für Juristinnen und Juristen	6. Mai 2019, 16.00–20.00 Uhr	K-OH-1
Basiswissen Trauma – Umgang und Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	9./10. September 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-33
Kurse zum Thema Sozialpolitik		
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Regionen Bern Mittelland, Seeland, Oberaargau/Emmental	10. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-11
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Region Thun und Berner Oberland	7. Juni 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-10
Kurs für Sachbearbeitende		
Sozialversicherungskennntnisse für Sachbearbeitende	23./24. und 30. Oktober 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-ADM-2
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Soziale Sicherheit	März bis November 2019	hslu.ch/c171
CAS/FK Sozialhilferecht	Mai 2019 bis Mai 2020	hslu.ch/w177
CAS Soziale Sicherheit PLUS	Januar bis Oktober 2020	hslu.ch/c183
CAS Sozialberatung	Beginn mit jedem Fachkurs Sozialberatung	C-SOZ-11
CAS Opferhilfe	Beginn mit jedem Fachkurs Opferhilfe	C-SPE-1

soziale-arbeit.bfh.ch

Weniger Babys, mehr Omas:

Wie berichten Zeitungen über die alternde Gesellschaft?



Dr. Karen Torben-Nielsen
Dozentin
karen.torbennielson@bfh.ch

Die Welt sieht für verschiedene Leute unterschiedlich aus. Und zwar abhängig davon, wie die Redakteure ihrer Lieblingszeitung die Weltkarte für sie zeichnen, sagte Politforscher Bernard Cohen. Jetzt, da «unsere Welt» in der Schweiz immer älter wird, untersucht ein Team unter Federführung der BFH, wie die Tageszeitungen Neue Zürcher Zeitung (NZZ), Blick und 20 Minuten die Karte der alternden Gesellschaft zeichnen.

Wahrscheinlich gibt es mehr Läden für Prothesen als für Kinderspielzeug. Die Überquerungszeiten an Fussgängerampeln werden vielleicht ein bisschen länger und die Trottoirs etwas breiter. Unternehmen suchen sich neue Zielgruppen und produzieren neben Babywindeln verstärkt «Inkontinenzlösungen» für Erwachsene. Diese Beispiele der Autorin Elisabeth Niejahr (2004) zeigen Implikationen der alternden Gesellschaft, die uns vielleicht zum Schmunzeln bringen. Handfeste und recht alltägliche Auswirkungen zeigen sich aber bereits heute in der Schweiz und den meisten anderen europäischen Ländern.

Trotz der Auswirkungen gibt es wenige empirische Kenntnisse dazu, wie Medien die «alternde Gesellschaft» als gesellschaftlichen Prozess mit Auswirkungen auf die Einwohnerinnen und Einwohner insgesamt darstellen. Während für einige europäische Länder bereits Forschungsergebnisse vorliegen (beispielsweise Schweden, Lundgren & Ljuslinder, 2011; Belgien, Torben-Nielsen, 2016), fehlen für die Schweiz bisher empirische Daten. Diese Wissenslücke möchte das Medienforschungsprojekt «Swiss Ageing Society» schliessen, indem es die Be-



richterstattung in NZZ, Blick und 20 Minuten untersucht. Die Medienberichterstattung ist deshalb so wichtig, weil sie Einfluss darauf hat, wie wir uns selber und die anderen sehen, und wie die Ressourcenverteilung in der Gesellschaft legitimiert wird (z.B. Lundgren & Ljuslinder, 2012; Lin et al., 2004).

Alternde Gesellschaft hat viele Namen

Das Forschungsprojekt Swiss Ageing Society befindet sich zurzeit in der Analysephase. Es zeichnen sich aber bereits Ergebnistendenzen ab. So hat die NZZ in den Jahren 2014 bis 2017 deutlich mehr Artikel über die alternde Gesellschaft publiziert als Blick und 20 Minuten. Dies kann auf einen höheren Stellenwert des Themas für die NZZ hinweisen. Es könnte aber auch sein, dass Blick und 20 Minuten zwar Artikel zu Folgen des demografischen Wandels (etwa zur AHV-Reform) publiziert haben, ohne aber die Verbindung mit der alternden Gesellschaft explizit zu erwähnen. Eine solche Berichterstattung ist nicht in die Studie eingeflossen, weil sie die Kriterien nicht erfüllt.

Daneben ist auffällig, wie viele unterschiedliche «Labels» (dieser Begriff steht in den Medienwissenschaften für Bezeichnungen, Namen oder Beschreibungen) gleichzeitig für den Begriff der alternden Gesellschaft in

Forschungsprojekt Swiss Ageing Society: Erstmals Schweizer Resultate

Das Medienforschungsprojekt «Swiss Ageing Society» untersucht mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse, wie die Tageszeitungen NZZ, Blick und 20 Minuten zwischen 2014 und 2017 über die alternde Gesellschaft berichteten. Das Projekt ist eine Zusammenarbeit der Berner Fachhochschule (Federführung), der Université de Fribourg und der Università della Svizzera italiana und wird vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) unterstützt. Definitive Ergebnisse werden 2019 veröffentlicht. Mehr Informationen finden Sie auf der Projektwebsite swissageingsociety.ch

Stand der Forschung

Manche Aspekte des demografischen Wandels sind bereits ausgiebig erforscht. So gibt es genaue Prognosen, die aufzeigen, wie sich die Bevölkerungsstruktur einzelner Länder ändern wird und welche Herausforderungen sich für die Länder daraus ergeben (zum Beispiel Population Reference Bureau, 2015; CIA, 2015; United Nations, 2012; European Commission, 2012b; Lanzieri, 2011). Ein Land mit einer jungen Bevölkerung sollte beispielsweise das Schulsystem besonders im Auge behalten, ein Land mit einer älteren Bevölkerung die Altersversorgung. Eine Vielfalt an internationalen Studien belegt zudem, wie ältere Menschen in den Medien repräsentiert werden. Obwohl Loos und Ivan (2018) einen Trend zu verstärkt positiven Bildern aufzeigen, werden ältere Menschen in der Regel eher marginalisiert und häufig klischeehaft dargestellt (zum Beispiel Milner, Van Norman, Milner, 2011; Fealy & McNamara, 2009; Martin, 2009; Robinson et al., 2007; Lauzen & Dozier, 2005).

Deutschschweizer Zeitungen kursieren: zum Beispiel demografischer Wandel, Alterung der Bevölkerung, zunehmend alternde Gesellschaft und so weiter. Die Labelvielfalt ist ausgeprägt im Vergleich zu anderen Sprachräumen, etwa dem englischen oder flämischen, in denen sich wenige Labels medial durchgesetzt haben. Die schweizerische Labelvielfalt erschwert den Wiedererkennungseffekt: weil nicht immer das gleiche Label mit den Auswirkungen der alternden Gesellschaft verbunden wird, erscheint der Zusammenhang weniger klar. Zudem wird die «alternde Gesellschaft» selten präzise, wenn überhaupt, definiert. Diese Definitionslücke führt dazu, dass die alternde Gesellschaft gewissermassen als leere Leinwand dient, auf die jede Meinung projiziert werden kann.

Zudem zeigt sich, dass die untersuchten Zeitungen die alternde Gesellschaft deutlich häufiger als Herausforderung denn als Chance beschreiben. Obwohl wir heute nur dank grosser Fortschritte, unter anderem im Gesundheitswesen oder in der Bildung, überhaupt so alt werden, wird die alternde Gesellschaft selten als grosse menschliche Leistung dargestellt. Die vorläufigen Projektergebnisse zeigen ausserdem, dass in erster Linie politische und wirtschaftliche Themen sowie der Gesundheitsbereich mit der alternden Gesellschaft verbunden werden. Andere relevante Themen, wie Wohnraum oder (Weiter-)Bildung, sind seltener vertreten. Auch kommen vor allem Expertinnen und Experten zu Wort. Dies heisst zugleich, dass Menschen, die zwar keinen beruflichen Bezug zum demografischen Wandel haben, aber gleichwohl direkt mit den Auswirkungen konfrontiert sind (zum Beispiel pflegende Angehörige) weniger in der Berichterstattung vertreten sind. ■

Dieser Text ist in leicht abgeänderter Version auch im Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) erschienen.

Wie sind wir zu einer «alternden Gesellschaft» geworden?

Es gibt drei Faktoren, die die Altersstruktur einer Gesellschaft beeinflussen: die Geburtenrate, die Lebenserwartung und die Migration (European Commission, 2012a). Wenn die Geburtenrate sinkt, die Lebenserwartung steigt und die Migration keinen Ausgleich bietet, wird die Bevölkerung älter.

Literatur:

- Central Intelligence Agency [CIA]. (2015). *The World Factbook: Age Structure*. Abgerufen von <https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/fields/2010.html>
- Cohen, B.C. (1963). *The press and foreign policy*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- European Commission. (2012a). *Ageing Report: Europe needs to prepare for growing older (Press Release)*. Brussels: European Commission Printing Office.
- European Commission. (2012b). *The 2012 Ageing Report*. Brussels: European Commission Printing Office.
- Fealy, G. & McNamara, M. (2009). *Constructing ageing and age identity: a case study of newspaper discourses*. Dublin: National Centre for the Protection of Older People.
- Lanzieri, G. (2011). *The greying of the baby boomers. A century-long view of ageing in European populations*. Eurostat: European commission. Abgerufen von http://epp.eurostat.ec.europa.eu/cache/ITY_OFFPUB/KS-SF-11-023/EN/KS-SF-11-023-EN.PDF
- Lauzen, M. M. & Dozier, D. M. (2005). Recognition and respect revisited: portrayals of age and gender in prime-time television. *Mass Communication & Society* 8 (3), 241–256.
- Lin, M.-C., Hummert, M. L. & Harwood, J. (2004). Representation of age identities in on-line discourse. *Journal of Aging Studies*, 18 (3), 261–274.
- Loos E. & Ivan L. (2018). Visual Ageism in the Media. In: Ayalon L., Tesch-Römer C. (Hrsg.), *Contemporary Perspectives on Ageism. International Perspectives on Aging*, Bd. 19. Springer, Cham.
- Lundgren, A. S. & Ljuslinder, K. (2012). «The baby-boom is over and the ageing shock awaits»: populist media imagery in news-press representations of population ageing. *International Journal of Ageing and Later Life*, 6 (2), 39–71.
- Lundgren, A. S. & Ljuslinder, K. (2011). Problematic demography: representations of population ageing in the Swedish daily press. *Journal of Population Ageing* 4 (3), 165–183.
- Martin, J. (2009). *The portrayal of older people in Disney live action films from the 1990s and the 2000s*. Provo, UT: Brigham Young University.
- Milner, C., Van Norman, K. & Milner, J. (2011). The media's portrayal of ageing. In J.R. Beard, S. Biggs, D.E. Bloom, L.P. Fried, P. Hogan, A. Kalache, & J. Olshansky (Hrsg.), *Global Population Ageing: Peril or Promise* (S. 25–29). Geneva: World Economic Forum.
- Niejahr, E. (2004). *Alt sind nur die anderen. So werden wir leben, lieben und arbeiten*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Population Reference Bureau (PRB). (2015). *Glossary of Demographic Terms: net migration & population projection*. Abgerufen von <http://www.prb.org/Publications/Lesson-Plans/Glossary.aspx>
- Robinson, T., Callister, M., Magoffin, D. & Moore, J. (2007). The portrayal of older characters in Disney animated films. *Journal of Aging Studies* 21 (3), 203.
- Torben-Nielsen, K. (2016). *The Ageing Society. Analyzing the coverage of the population ageing in a Belgian quality newspaper*. Lugano: Università della Svizzera italiana.
- United Nations. (2012). *Ageing in the twenty-first century: A celebration and a challenge*. Executive summary. New York: United Nations Population Fund (United Nations FPA), London: HelpAge International.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zu den Themen Familiäre Pflege, Betreuung, Beratung, Demenz		
Systemisch-ökologischer Beratungsansatz für den Support von pflegenden Angehörigen und Freiwilligen	19. Februar und 20./21. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-60
Einführung in die familienzentrierte Pflege und Beratung (Calgary-Modell)	18. Februar 2019; 26./27. August 2019 8.45–16.45 Uhr	K-A-31
Demenz im transkulturellen Kontext	11./12. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-71
Begleitung von Sterbenden und ihren Angehörigen	18. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-11
Häusliche Gewalt in der Angehörigenpflege	19. März 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-7
Case Management und Interdisziplinäre Zusammenarbeit im Zusammenhang mit häuslichen Pflegesituationen	17./18. Juni 2019; 8. Juli 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-3
Allein lebende Menschen mit Demenz	1. Juli 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-59
Sozialversicherungen im Zusammenhang mit Pflege und Betreuung	9. Juli 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-6
Demenz, Kultur und Ethik	19./20. August 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-26
Demenz im Kontext Ökonomie und Gesundheitspolitik	16./17. September 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-1
Kurse zum Thema Altern und Alter		
Altersbilder in der Wissenschaft	15./16. Mai 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-68
Theologische Aspekte des Alterns	29./30. August 2019, 8.45–16.45 Uhr	K-A-67
Fachkurse		
Fachkurs B Support für Angehörige in Betreuungssituationen	12 Tage, Januar bis August 2019	K-A-43
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Gerontologie als praxisorientierte Wissenschaft	Januar bis September 2019	C-A-5
CAS Alterspolitik	Juni 2019 bis März 2020	C-A-4
CAS Demenz und Lebensgestaltung – Grundlagen und konzeptionelles Handeln	November 2019 bis Oktober 2020	C-GER-3
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Gerontologie – Altern: Lebensgestaltung 50+	Einstiegsmöglichkeit mit jedem CAS	M-GER-1
Infoveranstaltung		
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge des Instituts Alter	24. Januar 2019, 18.15 Uhr 25. April 2019, 18.15 Uhr	IW-A-5 IW-A-9

alter.bfh.ch

Berner Fachhochschule

Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
soziale-arbeit.bfh.ch

Studium

- Bachelor und Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung

- Master, Diploma und Certificate of Advanced Studies
- Kurse
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Evaluationen und Gutachten
- Entwicklung und Beratung
- Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Soziale Intervention
- Soziale Organisation
- Soziale Sicherheit
- Institut Alter